This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

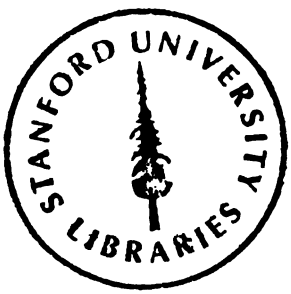
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Sophie Walther
[illegible]

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

geborne

von

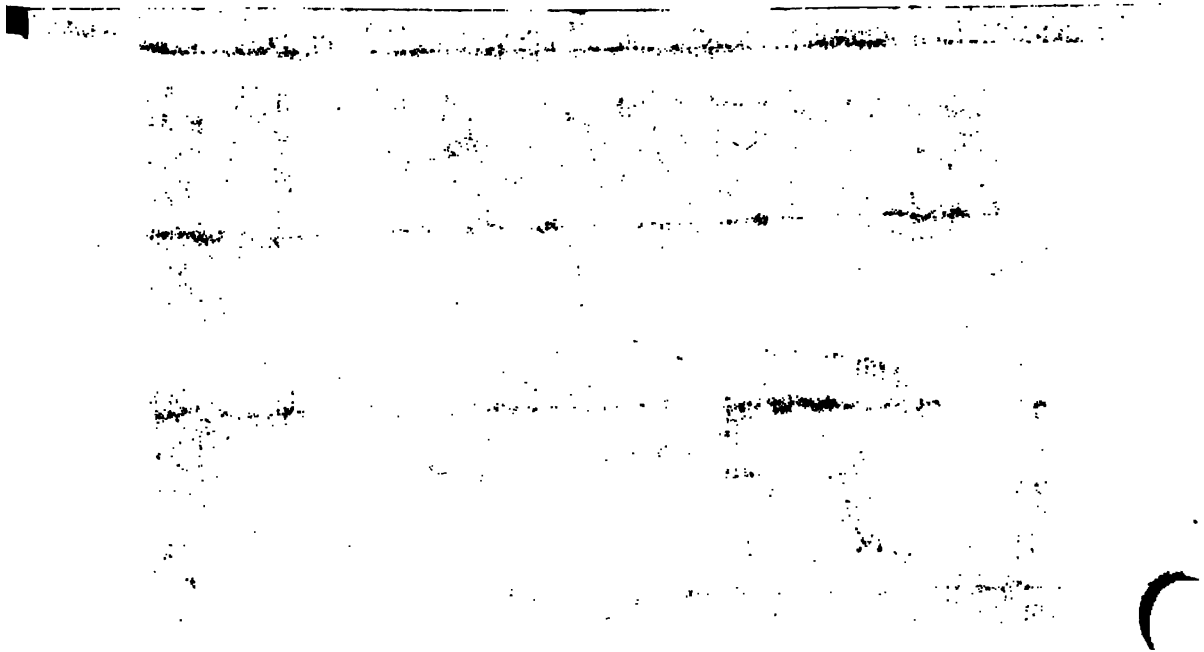
Greiner.

Vierter Theil.

Wien, 1813.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey { Carl Schaumburg und Comp.
Anton Doll.

PT2445
P8
1813
v.4



Leonore.

Ein

Gemählde aus der gewöhnlichen Welt.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Erster Theil.

Wien, 1813.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Erſter Brief.

Baron Wallner an Frau von Valſin.

* * * den 15. April 1797.

Ich ſchreibe Ihnen ſchon wieder, meine ſchöne Freundinn, obwohl ich auf meinen letzten Brief ſeit fünf Wochen keine Antwort erhielt, und alſo Recht hätte, ein bißchen zu ſchmollen, wenn das, Ihnen gegen über, möglich wäre. Aber wenn ich auch weder ſchmollen kann noch darf, ſo iſt es mir doch unmöglich, über Ihre lange Abweſenheit ganz ohne Ärger zu bleiben; und ſo eine hübſche Sache kindliche Zärtlichkeit ſeyn mag, ſo finde ich ſie doch im gegenwärtigen Falle herzlich langweilig, und Ihre ſchätzbare Frau Mutter könnte kaum ſich ſelbſt oder Ihnen einen größeren Gefallen thun, wenn Sie wieder geſund werden möchte, als mir. Was ſoll ich denn mit ſo mancher Stunde meines Tages machen, die ich ſonſt in Ihrer Geſellſchaft köſtlich verbrachte? Womit ſoll ich dieſe peinlichen Lücken ausfüllen,

wohin mich wenden, um einen Verluſt zu erſetzen, den mir in der ganzen groſſen Stadt nichts, ſchlechterdings nichts vergüten kann? Denn wo fände ich wieder Verſtand, Schönheit, Anmuth und Witz in ſo harmoniſchem Bunde, jedes für ſich ſelbſt reitzend und in dem göttlichen Verein unwiderſtehlich? Und ich hatte es gefunden; ich genoß das überſchwänkliche Glück, ich durfte mir ſchmeicheln, zu dem Zirkel Ihrer vertrautern Freunde zu gehören, vor welchem die reiche Fülle Ihres Geiſtes, der hinreiſſende Zauber Ihres ganzen Weſens ſich ungehindert im freyen ſchönen Spiele zeigte. Da muß ein feindlicher Dämon Ihre Mutter auf's Krankenbett werfen; und nun fliegen Sie zu ihr, laſſen bereits durch zwey Monathe den Kreis ihrer zahlloſen Verehrer unzufrieden und mißmuthig ſich nach Ihnen ſehnen, und bringen ſo viele ſchöne Tage Ihres Lebens, die der Freude und Ihren Freunden geweiht ſeyn ſollten, in einer dumpfen Stube, an dem traurigen Lager einer ſiechen Mutter zu. Wiſſen Sie wohl, daß Sie einen Raub begehen, daß wir Sie vor dem Tribunal Amors und der Grazien darüber belangen werden? denn ſeit Sie von uns gewichen ſind, iſt auch Frohſinn, Scherz und heitere Laune mit Ihnen entflohen.

Aber im vollen Ernſte, meine ſchöne gnädige Frau! ich wünſchte Sie jetzt ſehnlichſt zurück, und aus mehr als einer Urſache. Es iſt ein neuer Stern an unſerm Himmel erſchienen, der allgemeine Aufmerkſamkeit erregt hat, und allem Anſehen nach, wenn anders meine Welt- und Menſchenkunde mich nicht betriegt, nicht allein zu den ſeltenſten Erſcheinungen in ſeiner Art gehört, ſondern auch vielleicht bedeutenden Einfluß auf das Syſtem unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe haben wird. Doch ohne Allegorie zu ſprechen: unſer rechtskundiger Freund, Herr von Wichmann, iſt (Gott weiß auf welchen Wegen) zum Vormund über ein ſehr liebenswürdiges und ſehr reiches Mädchen ernannt worden, die er zu ſeiner Schweſter Schöndorf in die Koſt gegeben hat. Die Mutter, eine phantaſtiſche Frau, wie es aus allem ſcheint, hatte nun freylich Herrn von Wichmann nicht im Teſtament ernannt, ſondern die Sorge für ihre zärtlich geliebte Tochter einem alten treuen Freunde ihres verſtorbenen Mannes übergeben; unglücklicher oder glücklicher Weiſe aber ſtarb der ernannte Vormund wenige Monathe nach der Mutter, und Herr von Wichmann, der aus Erfahrung weiß, wozu ein reiches Mündel nützt, wußte es ſo zu karten, daß die Gerichte ihm die Vormund-

ſchaft auftrugen. Sie wiſſen, er verſteht ſeine Sachen zu betreiben, und man ſagt, er habe dieß Mahl mit einem Steine zwey Würfe machen, ſich die einträgliche Vormundſchaft, und ſeinem jüngern Neffen Schöndorf ein reiches Weib verſchaffen wollen; und darum ſey Fräulein Leonore Brandner (ſo heißt die neue Schönheit) zu ſeiner Schweſter gegeben worden. Daß er, was die zweyte Hälfte betrifft, die Rechnung ohne Wirth gemacht habe, davon läßt er und ſeine Schweſter ſich freylich nichts träumen; aber wir wiſſen es beſſer. So lange Schöndorf die Verbindung mit ſeiner hübſchen Kaufmannsfrau hat, wird aus jenem Projecte nichts, obwohl Schöndorf nicht klug iſt, und weit beſſer thäte, beyde Sachen, die ſich, mit ein Bißchen Klugheit, gar wohl vereinigen laſſen, zuſammen zu nehmen. Das habe ich ihm ſchon ein paar Mahl geſagt; aber er iſt noch zu verliebt, um von einer vernünftigen Vorſtellung etwas hören zu wollen; und wenn Fräulein Brandner alle die Eigenſchaften, die ihr die Sage beylegt, beſonders in Finanzſachen, wirklich beſitzt, ſo werde ich mich wohl hüthen, Heinrichen noch öfters zuzureden, und lieber verſuchen, welchen Eindruck meine Perſon und mein Betragen auf ſie zu machen im Stande ſeyen.

Doch da habe ich Ihnen auf einmahl alles geplaudert, was ich Sie erst langsam und nach manchen Vorbereitungen errathen lassen wollte, nähmlich, daß ich Lorchen, seit ich sie kenne, genau beobachte und studiere, wenn ich so sagen darf, daß ich mir eine Idee von ihrem Charakter entworfen, und auf diesen einen allerliebsten Plan gegründet habe, der mir hoffentlich nicht fehlschlagen wird. Aber eben, weil ich meiner Einsicht nicht ganz traue, weil ich nicht weiß, ob ich den Charakter dieses liebenswürdigen Geschöpfes richtig aufgefaßt habe, wünschte ich Sie zurück, und würde von Ihrem Scharfblick, von Ihrer Weiblichkeit jene Beobachtungen erwarten, welche meine Art, die Dinge zu betrachten, und selbst mein Geschlecht mich zu machen hindert. Unstreitig haben die Damen hierin eine eigene Gabe, ich möchte sagen, einen feinen Tact von der Natur erhalten, der ihnen das oft auf den ersten Blick und ganz unfehlbar erkennen läßt, was uns Männern bey all unsern Vorkenntnissen und langwierigen Menschenbeobachtungen doch noch oft entgeht. Ich glaube, man könnte von ihnen sagen, sie fühlen sich in die Charaktere der Menschen, mit denen sie umgehen müssen, hinein, und empfinden das Urtheil, was sie darüber fällen sollen; und dieß empfun-

dene Urtheil wird sie allzeit um desto sicherer leiten, als sinnliche Wahrnehmungen stets weniger Täuschungen unterworfen sind, als abstracte Ideen und gewagte Hypothesen. Besonders aber wird ein Weib in ihrem eigenen Herzen immer den untrüglichsten Schlüssel zu den verborgensten Tiefen eines andern Weiberherzens finden, und den Gehalt und Werth desselben weit besser würdigen, als wir Männer, wenn nur kein Neid, keine Eifersucht die ruhige Beobachtung hindert. Aber das ist es eben, was euch so oft irre leitet, und wovon ich jetzt eben bey unserer Freundinn Juliane ein auffallendes Beyspiel sehe. Sie wissen, daß es Julianen Schöndorf weder an Verstande noch geübtem Kennerblicke fehlt, um die Menschen zu bemerken und zu würdigen; dennoch läßt sie, wie es mir vorkommt, Lorchen allzu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Sie betrachtet sie mit so viel Geringschätzung, behandelt sie im Gefühle ihrer Überlegenheit an Weltkenntniß und Lebensklugheit so sehr als Kind und Unmündige, daß es mir scheint, Julianens Urtheil sey nicht so unbefangen, als sie selbst es vielleicht glaubt, und Lorchens unbestreitbare Vorzüge, die sich gerade in jenen Gelegenheiten am liebenswürdigsten zeigen, wo Julchens Charakter manches zu wünschen übrig

läßt, ließen dieß stolze und der allgemeinen Huldigung gewohnte Geschöpf eine allzu furchtbare Nebenbuhlerinn in dem sanften, immer gleichen, immer gefälligen Mädchen finden. Wie dem auch seyn mag, so hoffe ich alles von Ihrer Zurückkunft, und will Ihr Urtheil durch keine vorschnelle und vielleicht unrichtige Behauptung bestechen. Daß ich aber Sie, meine schöne Freundinn, so ganz geschickt zu Lorchens Beurtheilung, und so ganz über allen Neid und alle mögliche Collisionen mit diesem wahrhaft anziehenden Wesen erhaben glaube, um mit voller Zuversicht ein unbefangenes Urtheil zu erwarten, das sollte Ihnen wohl eine treue Bürgschaft für die hohe Meinung seyn, die mein Herz von Ihrer eigenen Liebenswürdigkeit hegt, und die — zürnen Sie nicht über diese Anmaßung — auch selbst ein Glücklicherer als ich, der beneidenswürdige Van der Werth nicht inniger, nicht wärmer empfinden kann.

Zweyter Brief.

Frau von Valsin an Baron Wallner.

G** den 2. May 1797.

Sie hätten wenigstens vor acht Tagen schon Antwort von mir erhalten, wenn ich recht mit mir selbst darüber hätte einig werden können, ob ich Ihnen zürnen sollte oder nicht; und so lange ich das nicht wußte, wäre es mir eine platte Unmöglichkeit gewesen, Ihren schmeichelhaft unartigen Brief zu beantworten. Das werden Sie selbst einsehen. Sagen Sie mir aufrichtig, wollen Sie mich bestechen? Sind Sie in Ihr Lorchen verliebt, oder wollen Sie mich auf eine kitzliche Probe stellen, und so eine Art von moralischem Versuch an mir machen, ob wohl die Erscheinungen, die Sie an meinem Charakter sehen würden, in Ihre Hypothese passen, und sie bestätigen würden oder nicht? War's das nicht? Sollte ich mich getäuscht, und zum ersten Mahl in meinem Leben etwas Böseres hin-

ter Ihren Absichten gesucht haben, als wirklich dahinter steckt? Doch da sich das alles nicht auf der Stelle beantworten läßt, so will ich großmüthig darüber hinausgehen, und, allen Groll vergessend, die Frage beantworten, die Ihnen so sehr am Herzen liegt, und ohne daß Sie sie deutlich aussprachen, doch unverkennbar der einzige und Hauptinhalt Ihres ganzen Briefes ist, die Frage nähmlich: was ich von Ihrem Lorchen halte?

Ich kenne zwar dieß merkwürdige Mädchen nicht, ich habe sie nie gesehen, und mehr als zwanzig Meilen trennen mich von ihr; dennoch aber hat ein freundlicher Dämon, bekannt mit den Herzensnöthen meines abwesenden Freundes, mir oder vielmehr ihm den Gefallen gethan, mich vorläufig ziemlich genau von der Lage der Dinge zu unterrichten. Ich wußte wirklich drey Tage, ehe ich Ihren Brief erhielt, mehr von Lorchen, als Sie vielleicht selbst wissen, und Ihr Brief diente nur dazu, mein vorgefaßtes Urtheil zu bestätigen. Wie ich dazu kam? Geduld! Sie sollen alles hören, wenn es Zeit seyn wird, den geheimnißvollen Schleyer zu lüften. — Vor vier Wochen ungefähr befand ich mich im Geiste plötzlich bey Schöndorf in einer ihrer glänzendsten Gesellschaften. Da öffnete sich die Thür des

Boudoirs, und herein trat zuerſt die majeſtätiſche Juliane in allem blendenden Glanze ihrer Junoniſchen Schönheit; hinter ihr ſchwebte an Liſettens Arm ein zartes ſchlankes Weſen in den Saal. Das dunkle ſinnende Auge haftete am Boden, und ihre Schüchternheit erlaubte ihr kaum, es zuweilen auf Momente zu erheben; das braune Seidenhaar wallte in natürlichen Locken, ihr Anzug war weder modern noch auffallend; und doch fühlte man ſich verſucht, dieſe ſittſamen lieblichen Formen als Mode nachzuahmen. Die Blicke der jungen Herren waren ſogleich auf ſie gerichtet; ſie ſchien das zu fühlen. Eine leichte Roſenfarbe flog über das etwas blaſſe Geſichtchen, und ſie ſetzte ſich am äußerſten Ende des Zirkels dort hin, wo die minderhelle Beleuchtung ihr eine Art von Unbemerktheit zuzuſichern verſprach. Die Stutzer nahten ſich ihr; man merkte ihr an, daß das ſchale Geplauder ſie nicht unterhielt. Jetzt wurde zum Fortepiano gegangen. Die Geſellſchaft drang in Julianen, ſich hören zu laſſen; ſie ließ ſich lange, ſehr lange bitten — ſo lange, daß, wenn ich mitgebethen hätte, mir alle Geduld vergangen wäre. Endlich ſetzte ſie ſich hin, und ſpielte eine prächtige Sonate; aber kein Zureden war im Stande, ſie auch zum Singen nur Eines Liedchens zu

bringen. Sie hatte Migraine, war heiser — kurz — übel gelaunt. — Nun trat Baron Wallner hinzu, wendete sich mit seiner gewohnten feinen Art an die Fremde, und bath sie zu singen. Sie erröthete, und entschuldigte sich mit ihren wenigen Kenntnissen; als aber die gutherzige Lisette mit einem herzlichen: o liebes Lorchen, spiel' und singe mir zu Gefallen! in sie drang, so ging sie schnell an's Clavier, zog die seidenen Handschuhe aus, und nun gaukelten zehn niedliche Finger, aus Rosengluth und Lilienschnee gewebet, wie eben so viele Sylphen über die Tasten, und lockten, ohne auf überwundene Schwierigkeiten Anspruch zu machen, durch ein leichtes feines Spiel so liebliche Töne aus dem Claviere, daß man ein anderes Instrument zu hören glaubte. Man bath sie zu singen; sie that es ohne weitere Umstände, und sang ein artiges Liedchen mit einer melodischen Stimme und meisterlichem Vortrage. Man klatschte ihr lauten Beyfall zu, ihr Gesicht überzog sich mit Purpur; sie stand schnell auf, neigte sich und verbarg sich im Kreise der andern Mädchen. Nun war Julianens Migraine auf einmahl verschwunden, sie setzte sich hin, und präludirte mit einer solchen Kühnheit, Stärke und Präcision, daß alles erstaunt und be-

wundernd horchte, und nun fiel ſie mit ihrer hellen Stimme ein, und ſang eine Italieniſche Bravourarie, die nur Crescentini beſſer ſingen kann. Ein lärmender Beyfall belohnte ihre Bemühung, und Heiſerkeit und üble Laune waren ſo weggeblaſen, daß ſie nun eine Stunde lang am Fortepiano ſitzen blieb, und mit der größten Gefälligkeit alles ſang und ſpielte, um was man ſie bath. Freylich war die Fremde nun ganz in Schatten geſtellt; nur wenige Männer, unter denen ich aber in meinem Traume Sie immer deutlich unterſchied, beſchäftigten ſich um ſie, und hatten über jenen Schimmer dieſes milde Licht nicht vergeſſen. Die unſichtbare Rolle, die ich an dieſem Abende ſpielte, gewährte mir nicht allein den Vortheil, alles ungehindert bemerken, ſondern auch hier und da in die Herzen der Menſchen blicken zu können; ein Vortheil, den ich nicht zu theuer durch das Opfer der Unſichtbarkeit erkauft zu haben glaubte. Vermittelſt dieſer Gabe entdeckte ich nun in dem Herzen der ſtolzen Juliane einen tiefgegründeten Widerwillen gegen ein Mädchen, das ſie in ſo manchem Betrachte verdunkeln konnte, und das beſonders auf die Länge und dauerhaft zu feſſeln verſprach, wo jene nur des erſten blendenden Eindrucks ſicher war. In der Seele der

Fremden aber fand ich Trotz der Schüchternheit und Verwirrung, in der ſie war, kein geringes Wohlgefallen über den Eindruck, den ſie gemacht hatte, und beſonders ein — aus Dankbarkeit und Achtung gemiſchtes Gefühl von Wohlwollen, welches ſie zu dem Manne zog, der ihr durch ſeine Bitte den erſten Anlaß zu dieſem Genuſſe verſchafft hatte, und der ſie auch jetzt mit einer Zartheit, Ehrerbiethung und Feyerlichkeit unterſchied und behandelte, die mich an dieſem Manne ſo komiſch dünkte, daß ich meiner Geiſterhaftigkeit vergaß, laut auflachte, und über dieſes Gelächter aus meinem Traume erwachte, ehe ich Zeit hatte, auch in ſeinem Herzen zu leſen. Doch was ich damahls nicht ſehen konnte, hat mir ſein Brief mehr als zu deutlich gezeigt; und ich bin nun vollkommen überzeugt, daß mein Traum, der ohne dieß, wie alle bedeutenden Träume, mit der Morgenröthe gekommen war, auch aus dem hornenen Thore gegangen iſt.

Doch Scherz bey Seite; denn ich fühle wohl, daß ich meine Geiſterrolle nur ſo lange behaupten könnte, bis Sie ſich erinnerten, daß Van der Werth an jenem Abende nebſt Ihnen bey Schöndorf und Zeuge jener Scenen war, die er mir freylich nicht ganz, ſo wie ich ſie Ihnen beſchrieb, in einem Briefe mittheilte. Sie werden

manche Züge darin finden, die ich schwerlich von einem Beobachter Ihres Geschlechtes, sondern von Weiberhand haben muß; und so ist es denn auch wirklich. Juliane hat schon in zwey Briefen von der schönen Fremden Meldung gemacht, und aus ihren und Van der Werth's Nachrichten habe ich mir ein Bild von Lorchen und ihren Verhältnissen gegen Julianen und gegen den planvollen Liebhaber, der sich ihrem Herzen nach allen Regeln der feinsten Tactik nähert, entworfen, das der Wahrheit so ziemlich nahe kommen wird. Vermöge dessen kann ich zwar Ihren Entwurf nicht anders als billigen, muß Ihnen aber als eine treue Freundinn die größte Achtsamkeit und Klugheit empfehlen, um ja nie aus Ihrer (Ihnen etwas fremden und drückenden) Rolle zu fallen. Glauben Sie mir, es gibt nichts Fordernders, nichts Eklers und Anspruchvollerers auf der Welt, als so ein gar zu sanftes, zartes, aus lauter Schönheitssinn und Empfindung zusammen gewebtes Wesen; und es ist erstaunlich, welches reißbare Gefühl, welchen überfeinen Tact diese Leutchen haben. Der kleinste Mangel an Aufmerksamkeit, ein Ausbruch von unschuldigem Spott, ein unzarter Ausdruck, eine unbedeutende Zweydeutigkeit empört ihr leicht zu reitzendes Wesen, und scheucht sie

gewaltſam auf. Kommen ſolche Züge denn nur ein paar Mahl vor, ſo iſt es um ihre gute Meinung von der Perſon, an der ſie ſie bemerken, gethan; ſie gehört nun zu den gemeinen Seelen, zu den Alltagsmenſchen, den rohen Naturen; und aus dieſer moraliſchen Hölle iſt bey jenen zarten, hohen Geiſtern keine Erlöſung mehr. Bedenken Sie das, mein Freund, und prüfen Sie ſich genau, ob das Glück, ein ſchönes und reiches Weib zu bekommen, (denn ich vermuthe, daß die hundert tauſend Gulden keinen geringen Antheil an Lorchens Liebenswürdigkeit bey Ihnen haben werden) die gewaltſame Spannung, die immerwährende Selbſtverläugnung, und das ganze Gewebe von Verſtellung und Liſt vergelten kann, dem Sie ſich durch lange Zeit werden unterwerfen müſſen. Ich hoffe jetzt in wenig Tagen nach meinem lieben *** zurück zu kehren; denn meine gute Mutter iſt faſt ganz hergeſtellt, und bedarf meiner nicht mehr. Wie ſehr ich mich darauf freue, wie herzlich ich mich darnach ſehne, werden Sie mir ohne Schwur glauben. Über dieß iſt mein Mann auch ſchon ungeduldig, mich ſo lange im Hauſe zu vermiſſen; und obwohl weder ſein Kopf noch ſein Herz etwas von dieſem Bedürfniſſe weiß, ſo gibt es doch eine Menge kleiner häuslicher Geſchäfte, bey

welchen ihm seine fleißige Ehewirthinn und erste Magd ganz unentbehrlich geworden ist. Ich werde also so sehr eilen, als mir möglich ist, und freue mich nebst dem Vergnügen, alle meine Freunde wieder zu sehen, auch nicht wenig auf die Bekanntschaft des ätherischen Mädchens, und die Unterhaltung, welche Baron Wallner in der Rolle des schmachtenden, übersinnlichen Liebhabers dem unterrichteten Zuschauer verschaffen wird. Und nun leben Sie wohl! grüßen Sie Van der Werth tausend Mahl, und sagen Sie ihm, daß ich ihm den Tag meiner Überkunft pünctlich melden werde; denn ich zähle darauf, ihn noch vor *** zu sehen. Adieu!

Dritter Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 3. May 1797.

Dein Brief, den ich vorgeſtern erhielt, hat mich aus einer wahrhaft peinlichen Lage geriſſen. Fünf Wochen waren vergangen, und ich hatte kein Lebenszeichen von dir geſehen, keine Antwort auf vier dringende Briefe erhalten. Die Schreckbilder, die ſich meine Phantaſie über die Urſache dieſes Stillſchweigens ſchuf, alle die Krankheiten, Unglücksfälle, Mißverſtändniſſe, die ich mir als möglich, als wahrſcheinlich, ja oft als gewiß geſchehen dachte, kannſt du dir nicht vorſtellen, und ich würde mich ſchämen, ſie zu erzählen; ja in dem Verhältniſſe, worin ich jetzt lebe, würde ich mich ſogar durch die bloße Ahndung, daß ich mir ſolche Schreckbilder ſchaffen konnte, lächerlich machen. Und das war's eben, was mich am meiſten und ſchmerzendſten drückte. Ach, ich fühlte mich wieder ſo ganz al-

lein, ſo unendlich verlaſſen, ſo von allem, was mir auf Erden theuer war und iſt, geriſſen, vergeſſen, wie im Anfange meines Aufenthalts hier. Je mehr Menſchen mich umgaben, je größer das Gewühl war, deſto drückender war mir mein Fremdſeyn unter dieſen wandelnden Geſtalten; denn mehr waren ſie nicht für mich. Manches Mahl mußte ich mich entfernen, und meinem Herzen, das unter der Zentnerlaſt dieſes Gefühles zu brechen drohte, durch einen Thränenſtrom Luft machen.

Wie ſeltſam hatte das Schickſal mit mir geſpielt! Ich, die bis in mein neunzehntes Jahr nie aus den ſchützenden Mauern des mütterlichen Hauſes gekommen war, deren weiches Herz von ihrer Kindheit an immer nur Liebe, Freundſchaft und Zärtlichkeit gepflegt, nie die rauhe Berührung einer fremden kalten Hand erfahren hatte, ich, die von Mutter, Schweſter, und Geliebten immer mit allzu großer unverdienter Schonung und Güte behandelt worden war — ich mußte nun durch den Tod meiner Mutter, gerade als du ſchon verheirathet und Ferdinand abweſend war, in die Welt hinaus geſtoßen werden. Zwar ſo lange mein guter erſter Vormund lebte, fand ich in ſeinem ſtillen Hauſe, in dem freundſchaftlichen Umgange ſei-

ner edlen Gattinn und Tochter Troſt und Beruhigung für meinen großen Verluſt, und, wieder mit Liebe und Geradheit behandelt, fühlte mein Herz den Abſtand des mütterlichen Hauſes zu dem ſeinigen nicht ſehr. Aber als der Tod auch dieß Band zerriß, als ich nun wie ein herrenloſes Gut in ganz fremde Hände überging, und plötzlich durch einen Zauberſchlag aus der tiefſten Stille in das lärmende Gewühl des Schönborf'ſchen Hauſes, mitten in den Strudel der großen Welt verſetzt wurde, da wurde mir ſehr ſonderbar und ſehr übel zu Muthe. Ich erkannte beſtimmt und mit einem Gefühle, das mein Herz in ſeiner innerſten Tiefe verwundete, was mancher Dichter von dem Gegenſatze des Ideals und der Wirklichkeit ſingt: ich war aus einer phantaſtiſch-ſchönen idylliſchen Welt auf einmahl in die wirkliche verſetzt worden, die mich von allen Seiten beunruhigend, lärmend, ſchmerzend umgab, und jedem meiner Gefühle gerade zu widerſprach. O meine Thereſe! wie gern wäre ich entflohen! wie oft entwarf meine aufgeregte Phantaſie in den qualvollen Stunden meiner ſchlafloſen Nächte die abenteuerlichſten Plane, wie ich mich aus dem Hauſe ſchleichen, heimlich einen Wagen beſtellen, und zu dir fliehen wollte! Wenn dann ein mitleidiger

Schlummer meine Lebensgeister beschwichtiget hatte, und am andern Morgen der helle Tagesstrahl der Vernunft die phantastischen Geburten der Nacht beleuchtete, dann fand ich freylich, daß ich thöricht entworfen hätte, und noch thörichter ausgeführt haben würde. Aber du kannst aus diesem Geständnisse schließen, in welcher Stimmung meine Seele sich damahls befand.

Nach und nach hört nun freylich diese Spannung auf; und hätte nicht in diesen letzten Tagen die Angst um dich meine Phantasie so unangenehm beschäftigt, so könnte ich sagen, ich fange an, mich leidlich in meine neuen Verhältnisse zu fügen. Es sind nun zwey Monathe, daß ich in diesem Hause lebe. Wie wohlthätig hat sich die Natur an uns armen Sterblichen bewiesen, da sie uns die Gewohnheit, mit solchen stillwirkenden, aber allmächtigen Zauberkräften versehen, zur Begleiterinn gab! Wie manches, das mir im Anfange, als ich hierher kam, unleidlich schien, ist mir jetzt durch Gewohnheit gleichgültig; wie manches, das mir unverzeihlich vorkam, lernte ich zuerst entschuldigen, und bey vielen Gelegenheiten mußte ich es sogar billigen, weil es viel tausend Dinge gibt, die freylich, wenn man sie für sich allein betrachtet, Tadel verdienen, aber gerade an ihrem Orte, zu

dieſer Zeit nicht allein nicht tadelnswürdig, ſondern ſogar zu empfehlen ſind. Du weißt zum Beyſpiele, wie wir beyde von jeher über das Kartenſpiel dachten. Je nun, meine liebe Thereſe, ſeit ich dieſe aus ſo heterogenen Gliedern gemiſchten Geſellſchaften, dieſen Hang zur Verleumdung, dieß Auflauern auf Worte, Blicke, Äußerungen, Anzüge u. ſ. w. kennen gelernet habe, ſegne ich die Erfindung des Kartenſpiels, dieſe bunten nichts bedeutenden Blätter, die auf einmahl den ſteifen Kreis der Damen trennen, die fluthende Menge in viele kleine Häufchen theilen, und, indem ſie den Eigennutz und durch ihn Hoffnung und Furcht in ein lebendiges Spiel ſetzen, die herumſchwärmenden boßhaften Blicke und Gedanken auf einen Punct feſt halten. Du wirſt mir freylich einwenden, das Mittel ſey nicht viel beſſer als das Übel; aber der Eigennutz, der beym Spiele in Bewegung geſetzt wird, iſt, obgleich eine niedrige Leidenſchaft, doch verzeihlicher, als die Schmähſucht, und ſtiftet bey weiten nicht ſo viel Böſes, weil ſein Wirkungskreis beſchränkter iſt.

Doch mußt du nicht glauben, jene elenden Behelfe mit den Karten ſeyen das einzige Mittel, die Geſellſchaft zu zerſtreuen und zu unterhalten. Nein, man hat in manchen Häuſern,

und besonders bey uns, auch bessere: gesellschaftliche Spiele, Tanz, Musik. Juliane, die älteste Tochter, singt und spielt das Fortepiano in einem hohe Grade von Vortrefflichkeit; der ältere Sohn des Hauses, der zwar schon verheirathet ist, aber selten einen Gesellschaftstag bey seinen Ältern versäumt, spielt die Violine meisterlich; seine Frau, ein artiges Geschöpf, singt leidlich; der zweyte Sohn, Heinrich, hat eine angenehme Stimme; dann sind noch mehrere aus den fleißigen Besuchern des Hauses musikalisch, z. B. ein gewisser Baron Wallner, der einen reinen Tenor singt, und viel Musik versteht, auch überhaupt ein feingebildeter, artiger Mann ist. So bringen wir denn leicht ein kleines Concert zusammen, und unterhalten uns recht angenehm; und da diese kleinen Übungen meinen Fleiß in der Musik anspornen, und meinen Geschmack bilden helfen, so gewähren sie mir zugleich beydes, Vergnügen und Nutzen. In solchen Stunden, wo bloß der reine geistige Genuß vortrefflicher und gut ausgeführter Musikstücke alle meine Seelenkräfte angenehm beschäftigt, vergesse ich aller lästigen Verhältnisse und trüben Stellen in meinem Schicksale, und schmecke auf Augenblicke jenen innern Frieden, jene gleichmäßige harmonische Thätigkeit aller meiner

Kräfte, die von jeher das Ziel meiner Beſtrebungen, der höchſte Grad irdiſcher Seligkeit für mich war, und die ich leider in meiner jetzigen Lage ſo ſelten fühle.

Überhaupt unterſcheidet ſich mein jetziger Zuſtand von meinem vorigen hauptſächlich dadurch, daß ich damahls am glücklichſten war, wenn ich, ganz in mich ſelbſt zurückgezogen, von allen zerſtreuenden Gegenſtänden entfernt, langſam und in vollen Zügen die Seligkeit meines ſtillen Glückes im Arme der Liebe oder Freundſchaft genoß, und mich an dem behaglichen Zuſtande meines Gemüthes gleichſam beſchauend mit innigſtem Dankgefühle gegen den Schöpfer weiden konnte. Jede Zerſtreuung, jeder äußere Vorfall, der mir einen Blick oder ein kleines Hinhorchen abnöthigte, ſtörte meine Seligkeit und minderte ſie. Jetzt, unzufrieden mit meiner Lage, getrennet von allem, was mir theuer war, fliehe ich mit ängſtlicher Sorgfalt jeden Rückblick auf meinen Gemüthszuſtand; ich gehe am liebſten aus mir ſelbſt heraus, haſche begierig nach jeder Zerſtreuung, die mich mir ſelbſt entfremden und auf Augenblicke einen täuſchenden Schein von Zufriedenheit und Genuß gewähren kann, und ich bemerke, daß die meiſten Menſchen um mich her es eben ſo machen. Glücklich oder unglücklich,

zufrieden oder mißvergnügt, trachtet alles nur ſich ſelbſt zu entfliehen, und ſtrebt mit raſtloſer Geſchäftigkeit und mit oft nicht geringem Zeit- und Geldaufwande, um Zerſtreuungen zu erſinnen oder zu genießen, die ſo recht alle Geiſtesthätigkeit erſchöpfend beſchäftigen, und die ganze Aufmerkſamkeit auf äußere Gegenſtände heften können. Daher je lärmender, deſto lieber; und wenn nun vollends auch die natürliche Ordnung des Tages oder der gewohnten Beſchäftigung auffallend geſtört, und alles ſo zu ſagen auf den Kopf geſtellet wird, iſt es ihnen am allerliebſten. Sind erſt die Zimmer ſo voll gedrängt mit Menſchen, daß man ſich kaum bewegen und vor Unruhe mit niemand ein zuſammenhängendes Geſpräch führen kann, wogt und fluthet die Menge ſumſend, wie ein Bienenſchwarm hin und her, ertönt neben den Spieltiſchen eine rauſchende Muſik, reitzen leckerhafte Erfriſchungen und Näſchereyen ihren Gaumen, und währt das alles noch dazu bis um ein oder zwey Uhr nach Mitternacht, dann haben ſie einen angenehmen Abend genoſſen und fühlen ſich vergnügt. Ich verſichere dich, daß mir im Anfange wie einer Trunkenen zu Muthe war, und daß ich vor Mißbehagen und Betäubung nicht im Stande geweſen wäre, jene Bemerkungen

zu machen. Jetzt habe ich mich ein bißchen daran gewöhnt, und fange bereits an, mich an dem Lärmen und Getöse — nicht zu ergetzen — aber als beobachtende Zuschauerinn zu belustigen. —

Ferdinand schreibt fleißig, und seine Briefe sind die einzige wahre Freude, die ich hier genieße. O wann wird die selige Zeit kommen, die ihn mir wiederbringt! Auch er ist äußerst unzufrieden mit dem Gange der Begebenheiten, und besonders mit dem Aufenthalte, den man für mich gewählt hat. Er hat freylich in den allermeisten Stücken Recht; aber in einigen, dünkt mich, geht er doch zu weit, und macht sich Schreckbilder, wo gar nichts zu besorgen ist. Er fürchtet für meinen innern Frieden, für das Glück meines Lebens, für unsere Liebe, ja sogar für meine Tugend. Schwärmer! dachte ich, als ich den Brief las; und doch rührte er mich tief, und ich gelobte ihm mit heißen Thränen, so übertrieben ich seine Äußerungen fand, von neuen warme Zärtlichkeit und unverbrüchliche Treue. Nein, Ferdinand! die große Welt soll dein Mädchen nicht verderben, soll dir ein Herz nicht rauben, das unter deiner Leitung, für dich, mit dir gebildet wurde. Kehre nur wieder, biethe mir die Hand, mich aus dem Geräusche zu retten; öffne mir in deinem Arme eine Freystätte, wohin ich

als deine Gattinn fliehen kann, und du wirst sehen, wie gern, wie freudig ich die große Welt mit allen ihren schimmernden Reitzen verlassen, und wie unbefangen und unverdorben ich zu dir und zu meiner theuern stillen Einsamkeit zurückkehren werde. Ich werde abgerufen — es ist Besuch da. Lebe wohl, liebste Schwester! ich will den Brief sogleich schließen, denn es ist heute Posttag. Leb' wohl!

Vierter Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 1. Junius 1797.

Nein, meine theure geliebte Schweſter! ich verdiene deine Vorwürfe nicht. Ich hänge nicht ſo ſehr an den Freuden der Welt, als du zu glauben ſcheineſt; aber ich kann nicht läugnen, daß ich manches Angenehme in dieſer Lebensart finde, die nur durch den ſcharfen Contraſt mit meiner vorigen mir im Anfange ſo peinlich war. Das verliert ſich nach und nach; ich habe mich an manches gewöhnt, zu manchem bequemt, und manches kennen gelernt, was an ſich ſelbſt gewiß für jeden gebildeten Menſchen Werth haben muß; und das zu erkennen und zu würdigen, iſt ja Pflicht und kann gar nicht einmahl vermieden werden, wenn man nicht vorſetzlich mit zugedrückten Augen durch die Welt gehen, und abſichtlich jede Berichtigung ſeiner Begriffe vermeiden will. Es würde dir gewiß eben ſo ge-

hen, wenn du hier wäreſt. Die Leichtigkeit des Umganges, der gute Ton, der in manchen Zirkeln herrſcht, die Eleganz der Formen in Häuſern, Meublen, Kleidungen, der Umgang mit ſo vielen wirklich gebildeten Menſchen, der ſtäte mannigfaltige Umtauſch der Ideen, die Abwechſelung von Geſellſchaften und Unterhaltungen — gewährt wirklich nicht bloß den Sinnen und der Phantaſie eine angenehme Beſchäftigung, ſondern dient, wie ich das ſehr wohl fühle, auch dazu, den Geiſt auszubilden, den Geſchmack zu berichtigen, den Schönheitsſinn zu wecken und zu nähren. Zwar werden dieſe höheren Forderungen nicht in allen, ja eigentlich zu reden, nur in den allerwenigſten Zirkeln erfüllt; aber wo ſie es werden, da ſchwelgt auch Verſtand und Geſchmack in Genüſſen, von welchen ich vorher in meinem ſtillen einfachen Leben keine Vorſtellung hatte. So habe ich neulich die Bekanntſchaft einer gewiſſen Frau von Valſin gemacht, die mit den Schöndorf'ſchen ſehr genau bekannt iſt, und jetzt nur auf einige Zeit bey ihrer Mutter abweſend war. Welch eine Frau, Thereſe! Stelle dir eine äußerſt anziehende Geſtalt vor, nicht mehr in der erſten Blüthe der Jugend, aber noch voll Lebhaftigkeit und raſchen Gefühls. Eine unnachahmliche Anmuth begleitet jede ihrer Bewegun-

gen; die Wahl ihres Anzuges könnte immer zur Regel für uns andere gelten, — wenn es nur die andern auch so verständen, wie sie, jedes Bändchen, jede Blume so zu stecken, daß man gestehen muß, es könnte nicht anders seyn, wenn es schön seyn sollte. So reitzend das Äußere dieser Frau ist, so anziehend und zauberisch ist auch ihr Umgang. Sie spricht die meisten Sprachen so fertig, wie ihre Mutterſprache, und diese selbst mit dem reinsten Hochdeutschen Accent, — eine wahre Seltenheit in unsern Zirkeln; — sie zeichnet und mahlt als Künstlerinn, sie kennt die neueste Literatur vollkommen, und daß ihr auch die ältere nicht unbekannt ist, hätte mir schon ihr richtiger Geschmack gezeigt, wenn ihr auch nicht hier und da kleine Bemerkungen und Ausdrücke entschlüpft wären, die es verriethen, obwohl sie diese Kenntniß, so wie überhaupt alle die andern in den gewöhnlichen Zirkeln sorgfältig verbirgt. Mit desto liebenswürdigerer Offenheit enthüllt sie die Schätze ihres Verstandes in dem kleineren Zirkel ihrer vertrautern Freunde; und in diesen Gesellschaften bey der Valsin war es, wo mein Geist zuerst jene Freuden kennen lernte, von denen ich im Anfange meines Briefes sprach. Diese interessante Frau zeichnete mich sogleich beym Anfange unserer Bekanntschaft auf

eine Art aus, die mir sehr schmeichelhaft und um so erwünschter war, weil unsere Juliane, die auch zu der Gesellschaft der Valsin gehört, und wegen ihres gebildeten Geistes diesen Platz wohl verdient, mich im Gefühle ihrer Überlegenheit an Welt- und Menschenkenntniß immer so — ich möchte sagen, schnöde behandelt hat. Du wirst das vielleicht Eitelkeit nennen, liebe Thereseï — vielleicht ist es auch das — aber ich konnte nicht umhin, mir in jener Auszeichnung und überhaupt in Valsin'schem Hause sehr zu gefallen. Auch versammeln sich dort nicht bloß artige und witzige, sondern auch manche gelehrte Männer, deren unterrichtender Umgang mir unendlich schätzbar ist. Unter den erstern zeichnet sich vor allen jener Baron von Wallner aus, von welchem ich dir, wie ich glaube, schon einmahl geschrieben habe. Alle Wochen ein Mahl ist eine Soirée bey der Valsin, durch ein kleines Soupée geendigt, wozu die wenigen Personen, die sie ihrer besondern Achtung würdigt, gebethen sind. Es herrscht bey weiten nicht die Pracht und Verschwendung, welche bey Schöndorf, und in manchen andern Häusern recht bis zum Übermuth getrieben wird; aber alles ist niedlich, geschmackvoll, und wo der Geist so angenehm beschäftigt wird, vergißt man gern auf die Befriedigung der Sinne. Überhaupt

iſt dieß Haus, Trotz des bekannten Reichthums des Herrn von Valſin, im Vergleich mit dem Schöndorf'ſchen und anderen ſehr eingeſchränkt; auch ſcheint mir aus allem, daß die gute Frau in ihren häuslichen Verhältniſſen nicht ſehr glücklich iſt. Ihr Mann iſt wenigſtens um dreyßig Jahre älter als ſie, und nicht im Stande, ihren Werth ganz zu fühlen, oder auch nur von fern an den feinen Vergnügungen Geſchmack zu finden, die das Glück ſeiner Gattinn ausmachen, und ihr ihre Lage und Abhängigkeit von einem mürriſchen, alten, und, wie man ſagt, geizigen und rohen Manne ertragen zu helfen ſcheinen. Wie dem immer ſey, ſie beträgt ſich vor der Welt ganz gut gegen ihn, und weiß ihr Schickſal, wie ihren Putz und ihren Körper mit unbeſchreiblicher Anmuth zu tragen. O wenn Ferdinand dieſe Frau wird kennen lernen, dann wird er mich nicht mehr ſo ſtreng über mein Vergnügen an der großen Welt tadeln, und ihre Liebenswürdigkeit wird ihn mit manchem ausſöhnen, was ihn jetzt unverzeihlich dünkt. Es iſt doch ſonderbar, wie verſchieden der Umgang mit der Welt und den Menſchen auf uns beyde gewirkt hat! Ferdinand ſcheint, je länger er reiſet, je mehr Menſchen er kennen lernt, je ſchlechter von ihnen zu denken, je ſcheuer und verſchloſſe-

ner zu werden; ich hingegen, die die Bühne der großen Welt wohl mit nicht geringeren Vorurtheilen dagegen betrat, fühle diese je mehr und mehr verschwinden, und finde tausend Reitze und Annehmlichkeiten, von welchen ich vorher keinen Begriff hatte. Ist das nicht sonderbar? Ist es überhaupt recht und gut, daß zwey Menschen, welche Schicksal, Erziehung und Liebe so ganz mit und für einander geschaffen und gebildet hatten, von derselben Sache so ganz verschieden gerührt werden? Ach! was gäbe ich darum, daß Ferdinand mit meinen Augen sähe, oder daß ich nie die Dinge kennen gelernt hätte, die ihm so abscheulich vorkommen! Was wird noch daraus werden? Wird nicht diese Verschiedenheit in unsern Ansichten auch einen Mißklang in unsere Liebe, in unsere Verbindung bringen?

Doch warum quäle ich mich mit finstern Vorstellungen, und denke mir mögliche Unglücksfälle, die vielleicht, ja die gewiß — mein und Ferdinands Herz bürgen mir dafür, — nie eintreffen werden. Unsere Liebe wird alle Unebenheiten ausgleichen; sie wird uns beyden Nachsicht und Schonung gegen verschiedene Meinungen einflößen, ja, sie wird selbst diese Verschiedenheit aufheben, und in zwey Wesen, die von ihrer Kindheit an bis auf diesen unglücklichen Zeitpunct keinen Ge-

danken, kein Gefühl kannten, das nicht vollſtimmig und im reinſten Einklange aus dem Herzen des andern wiedertönte, dieſe beſeligende Harmonie wieder herſtellen. Nicht wahr, Thereſe, ich habe nichts zu fürchten? Blum wird mich ertragen, und ich werde mich kindlich in ſeinen, mir von jeher theuern Willen fügen; es wird alles gut gehen. Adieu, Thereſe! bethe für mich, daß alles gut geht, und denke und ſchreibe recht oft deiner

treuen Schweſter
Leonore.

Fünfter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortense Desencay.

*** den 20. Junius 1797.

Ich weiß zwar nicht, ob dieser Brief ein besseres Schicksal haben wird, als so manche seiner Vorgänger, ob er mitten durch zwey streitende Heere seinen Weg in ein von unsern Feinden besetztes Land finden wird; und ich bin auch durch diese Rücksichten in manchem Puncte sehr beschränkt. Denn wer weiß, in welche Hände er fallen, und wie man meine Ansichten der Dinge, die ich nun einmahl unmöglich in die gewöhnlichen Formen schmiegen kann, deuten und auslegen möchte. Indessen — es ist mir Bedürfniß, Ihnen, meine mütterliche Freundinn, zu schreiben, Ihnen, welche von je her, so lange Sie in unserm Hause lebten, und auch jetzt, seit die große welterschütternde Katastrophe Sie von meiner Seite gerissen hat, die einzige wa-

een und ſind, mit der ich, ohne Gefahr mißverſtanden zu werden, und ohne mich über Armſeligkeiten ärgern zu müſſen, aufrichtig ſprechen kann. Sagen Sie mir, meine theure Freundinn, warum hat es das Schickſal ſo gewollt, mich in dieſen Kreis von armſeligen, verächtlichen, oder, wenn's hoch kommt, mittelmäßigen Menſchen zu bannen? Warum konnte ich nicht das Licht in Ihrem Vaterlande oder auf den Alpen der Schweiz erblicken? Dann hätte ich den großen Kampf ſtreitender Kräfte, der das Wohl der Menſchheit auf Jahrhunderte entſcheiden muß, vor meinen Augen vorgehen geſehen; ich hätte vielleicht daran Theil genommen, meine Rolle gleich den geprieſenen Göttinnen der Seine, einer Tallien, Louvet, Staël mitgeſpielt, oder ich wäre in dem Sturme zu Grunde gegangen, wie Charlotte Corday, und ſo viele tauſend Opfer der Fuſilladen und der Guillotine, und dieß zweck- und fruchtloſe Daſeyn wäre entweder ruhmvoll oder wenigſtens nicht alltäglich geendet worden.

Aber ſo — und hier! hier, wo das armſelige Volk um mich her, unbekümmert um die großen Vorgänge, ſein kleinliches Weſen in Unterhaltungen und zweckloſen oder unbedeutenden Geſchäften treibt, nie weiter denkt, als wie-

es ſich den nächſten Tag unterhalten, oder in welchem Anzuge oder Equipage es ſich nächſtens auf der Promenade zeigen wird! Wahrlich das Leben iſt herzlich ſchal! Ich ſtürze mich gefliſſentlich recht mitten in den Strom der großen und, wie man ſie nennt, gebildeten Welt, um vielleicht doch ein Mahl in dem Wirrwarr einigen Erſatz für die arme Wirklichkeit zu finden, die mich umgibt. Vergebens. Langeweile und Ekel verfolgen mich überall, und meine Tage haſpeln ſich einer wie der andere, höchſtens der durch eine Spazierfahrt, jener durch eine Stadtneuigkeit bezeichnet, einförmig und ermüdend ab. Wie lange ſoll das fortwähren? Sehen Sie, liebe Hortenſe, wenn ich nur verliebt werden könnte! Wenn es nur möglich wäre, daß eines von den ſchwächlichen flatternden Geſchöpfen, die wie Mücken um das Licht — nicht meiner Vorzüge — ſondern meines Reichthums ſchwärmen, (glauben Sie nicht, Hortenſe, daß ich das nicht vollkommen zu unterſcheiden weiß?) mir Achtung einflößen könnte, wahre Achtung, Ehrfurcht, ohne welche meinem Herzen Liebe undenkbar iſt! Aber das kann gar nicht ſeyn, und ich brauche mich bey Ihnen in keine nähere Erklärung des Warum und Wenn einzulaſſen. Sie kannten die jungen und die ältern Männer in dem Krei-

ſe, der uns vor ſechs Jahren umgab. Dieſe ſind freylich größten Theils verſchwunden; aber die jetzt an ihre Stelle getreten ſind, ſind um kein Haar beſſer, ja beynahe noch ſchlechter. Auch unter meinem Geſchlechte finde ich keinen Erſatz. Die Valſin war und bleibt noch ſtets die Perle unter allen. Sie wiſſen, welches Urtheil wir einſt von ihr gefällt haben. Sie hat tauſend Vorzüge, aber auch tauſend Eigenheiten, in denen ich mit ihr nicht harmoniren, und über die ich mich eben ſo wenig in einem näheren Verhältniſſe hinausſetzen könnte. So kann ich ihr z. B. ihre noch immer fortwährende Parteylichkeit für den einmahl geliebten Wallner jetzt noch nach zwölf Jahren — und ihr neues Verhältniß mit dem Grafen Van der Werth nicht recht verzeihen. Nicht daß ſie liebt, das iſt's nicht, was ich an ihr tadle; denn daß ſie ihren Mann nicht lieben kann, iſt ihr wohl zu verzeihen, und daß ſie ſich zu entſchädigen ſucht, auch, obwohl ich glaube, ich hätte an ihrer Stelle nicht ſo gehandelt, ich hätte mit meinem Schickſale gerungen, und eine Art von ſtolzer Beruhigung darin gefunden, ſeinen Schlägen nicht ſo feige auf einem Nebenwege auszuweichen. Das iſt's aber nicht, wie geſagt, was ich an ihr tadle, aber daß ſie dieſen Grafen lieben kann,

es ſich den nächſten Tag unterhalten, oder in welchem Anzuge oder Equipage es ſich nächſtens auf der Promenade zeigen wird! Wahrlich das Leben iſt herzlich ſchal! Ich ſtürze mich gefliſſentlich recht mitten in den Strom der großen und, wie man ſie nennt, gebildeten Welt, um vielleicht doch ein Mahl in dem Wirrwarr einigen Erſatz für die arme Wirklichkeit zu finden, die mich umgibt. Vergebens. Langeweile und Ekel verfolgen mich überall, und meine Tage haſpeln ſich einer wie der andere, höchſtens der durch eine Spazierfahrt, jener durch eine Stadtneuigkeit bezeichnet, einförmig und ermüdend ab. Wie lange ſoll das fortwähren? Sehen Sie, liebe Hortenſe, wenn ich nur verliebt werden könnte! Wenn es nur möglich wäre, daß eines von den ſchwächlichen flatternden Geſchöpfen, die wie Mücken um das Licht — nicht meiner Vorzüge — ſondern meines Reichthums ſchwärmen, (glauben Sie nicht, Hortenſe, daß ich das nicht vollkommen zu unterſcheiden weiß?) mir Achtung einflößen könnte, wahre Achtung, Ehrfurcht, ohne welche meinem Herzen Liebe undenkbar iſt! Aber das kann gar nicht ſeyn, und ich brauche mich bey Ihnen in keine nähere Erklärung des Warum und Wenn einzulaſſen. Sie kannten die jungen und die ältern Männer in dem Krei-

se, der uns vor sechs Jahren umgab. Diese sind freylich größten Theils verschwunden; aber die jetzt an ihre Stelle getreten sind, sind um kein Haar besser, ja beynahe noch schlechter. Auch unter meinem Geschlechte finde ich keinen Ersatz. Die Valsin war und bleibt noch stets die Perle unter allen. Sie wissen, welches Urtheil wir einst von ihr gefällt haben. Sie hat tausend Vorzüge, aber auch tausend Eigenheiten, in denen ich mit ihr nicht harmoniren, und über die ich mich eben so wenig in einem näheren Verhältnisse hinaussetzen könnte. So kann ich ihr z. B. ihre noch immer fortwährende Parteylichkeit für den einmahl geliebten Wallner jetzt noch nach zwölf Jahren — und ihr neues Verhältniß mit dem Grafen Van der Werth nicht recht verzeihen. Nicht daß sie liebt, das ist's nicht, was ich an ihr tadle; denn daß sie ihren Mann nicht lieben kann, ist ihr wohl zu verzeihen, und daß sie sich zu entschädigen sucht, auch, obwohl ich glaube, ich hätte an ihrer Stelle nicht so gehandelt, ich hätte mit meinem Schicksale gerungen, und eine Art von stolzer Beruhigung darin gefunden, seinen Schlägen nicht so feige auf einem Nebenwege auszuweichen. Das ist's aber nicht, wie gesagt, was ich an ihr tadle, aber daß sie diesen Grafen lieben kann,

dieß zierliche, parfümirte Geschöpf, dessen ganze Kenntnisse in Logogryphen und Charaden bestehen, und seine Talente in Verfertigung witziger Boutsrimés und Calembourgs, das ist mir unbegreiflich von einem Weibe, die selbst echten Witz und reiche Talente besitzt. Ich fürchte, liebe Hortense, der Graf zahlt reichlich; und das ist sein Hauptverdienst. Ich fürchte, sage ich, denn es dünkt mich unaussprechlich niedrig, einen sonst unbedeutenden Menschen nicht bloß zu dulden, sondern ihm Liebe zu heucheln; — mehr kann es nicht seyn — weil er uns reiche Geschenke macht. Dem sey, wie ihm wolle, Sie sehen, und ich fühle, mit der Valsin ist es nichts. Indessen sind wir einander gut, und die fürchterliche lange Weile verläßt mich noch am längsten, wenn ich mit ihr oder in ihrem Hause bin, wo sich wirklich ein gewählter Zirkel von Menschen einfindet, und wo doch von etwas Besserem, als Neuigkeiten, Moden und Spiel gesprochen wird.

Ich habe noch eine andere Bekanntschaft gemacht, die auf einer Seite nicht ohne Interesse, auf der andern aber so ganz das Widerspiel meines Wesens ist, daß bey aller Gerechtigkeit, die ich ihr widerfahren lassen muß, doch zwischen uns beyden eine Art von ewigem Kriege beste-

hen wird, wie unter Grenznachbarn, und vielleicht aus derselben Ursache — wir stehen uns zu nahe.

Mein Oheim hat sich wieder ein reiches Mündel verschaft (Sie kennen seine Künste), und dieß Mündel ist bey uns in die Kost gegeben worden; eine gewisse Leonore von Brandner, hübsch, reich, voll Kenntnisse, voll Talente, sanft, gefällig, gutmüthig. Nun das wäre ja etwas für Sie! höre ich Sie sagen. Nein, liebe Hortense, das ist doch nichts für mich. Das ist so ein weiches, schmelzendes Geschöpf, so ohne Charakter, ohne Menschenkenntniß, ohne alle auch nur gewöhnliche Klugheit, eine solche Taubeneinfalt, daß es mir unmöglich ist, auch nur in den geringsten Dingen mit ihr übereinzustimmen. Und doch hat das Dämchen verzweifelt viel Stolz, ja auch eine Portion Eitelkeit; und es soll mich wundern, wenn diese Eitelkeit nicht zur Schlinge wird, in der ihr Herz und ihr Glück sich auf ewig erbärmlich fängt. Baron Wallner stellt ihr nach, er hat sie durchschaut, wie denn das nicht schwer ist, sein Plan ist gut angelegt; ich wette, sie geht in die Falle. Zwar hat sie schon eine Art von Verbindung mit einem jungen, reichen, und wie man sagt, sehr hübschen Banquier, der jetzt auf Reisen ist, und mein

Oheim hatte noch ein anderes Plänchen mit ihr und meinem Bruder Heinrich entworfen. Daraus wird aber nichts, denn Heinrich hat ein Verhältniß mit einem Weibe; indeſſen das weiß man nicht, und ſucht in dieſer glücklichen Unwiſſenheit das Mädchen von ihrer ältern Verbindung auf tauſenderley Art loszumachen. Man führt ſie zu allen Unterhaltungen, man ſchmeichelt ihr, man macht ihr das Köpfchen drehend, und man jagt ſie gerades Weges in Wallners aufgeſpanntes Netz, der vorſichtig und ſchlau im Mittelpuncte ſeines Gewebes gleich einer Spinne lauert, und jeden Schritt, den die andern für ſich thun, und jede Blöße, welche ſeine unerfahrne Göttinn häufig genug gibt, zu ſeinem Vortheile zu benutzen weiß. Er hat ſich jetzt zu ihrem Lehrer und Rathgeber aufgeworfen, und es iſt zum Lachen für jemand, der ſein Spiel ſo ganz durchſieht, und ihn ſo genau kennt wie ich, zu ſehen, mit welcher Zartheit des Gefühls, mit welcher ſtrengen Moralität und welcher unausſprechlichen Sanftmuth, die durch einen gewiſſen männlichen Ernſt noch mehr Werth erhält, dieſer zweyte Lovelace ſeine Rolle zu ſpielen weiß. Ich begreife nur nicht, wo er die Maske hergenommen hat; denn in ſeinem Innern hätte ich gemeint, läge auch nicht ein Zug von dem, was er äußerlich ſcheint.

Er macht aber seine Sachen vortrefflich, und könnte wohl eine Klügere täuschen, als diese Leonore ist. Sie schmiegt sich mit Kindersinn an seinen Geist, und es ist zum Erstaunen, welchen Fortgang sie in der kurzen Zeit in Rücksicht ihres äußern Betragens gemacht hat. Doch bleibt es für's erste bey den allgemeinen Unterredungen über die Welt, die Menschen und das nöthige Verhalten gegen sie; und Wallner ist fein genug, das Wort Liebe nicht zu nennen, ja sie überhaupt keine solche Absicht auch nur ahnden zu lassen, um sie nicht zu verschüchtern, welches bey ihren schwärmerischen Begriffen von Treue und ihrer Anhänglichkeit an ihren ersten Geliebten gewiß geschehen würde. Aber er macht täglich Riesenschritte in ihrer Achtung und Zuneigung, um so mehr, da er das einzige gebildete Wesen von dem andern sowohl als unserm Geschlechte ist, das sich ihr mit freundlicher Theilnahme nähert, und ihr zugleich Achtung einflößt.

Daß die Valsin die letztere Wirkung nicht auf sie gemacht hat, ist mir aus einigen entfallenen Reden Leonorens deutlich geworden, und es ist wohl sehr begreiflich. Ein Mädchen von ihrer überspannten Denkart kann das Verhältniß, in welchem die Valsin zu Van der Werth steht, unmöglich ohne Widerwillen und Tadel betrach-

ten. Indeſſen fühlt ſie ſich doch von dem unwiderſtehlichen Zauber dieſes reitzenden Weſens angezogen, und der nähere Umgang mit ihr und Wallners Unterricht werden ſie bald jene zu gewiſſenhaften Bedenklichkeiten als unnütz und kleinſtädtiſch verwerfen lehren.

Ich ſtehe denn ſo dabey, mache meine Bemerkungen, und das iſt noch das einzige, was mir auf einige Zeit wenigſtens eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ach Hortenſe! warum kann ich nicht zu Ihnen fliegen? warum feſſeln mich bey allem Schein von Freyheit doch tauſend laſtende Verhältniſſe? Ich möchte mit Klärchen im Egmont ausrufen: Ich bin frey, und in dieſer Freyheit liegt die Angſt der Ohnmacht!

Und warum ſoll ich denn hier bleiben? wäre es denn gar ſo ein abenteuerlicher oder unausführbarer Entſchluß, wenn ich zu Ihnen käme? Wahrlich, je mehr ich dem Dinge nachdenke, je reiflicher ich alle Schwierigkeiten, die tauſenderley Hinderniſſe, das maulaufſperrende Erſtaunen meiner Bekannten, ihr albernes Geſchwätz darüber, das Urtheil der Menge u. ſ. w. erwäge, je reitzender erſcheint mir mein Plan. Je nun, wer weiß, was noch geſchieht. Leben Sie wohl, theure, mütterliche Freundinn, und ſchreiben Sie wo möglich ſehr bald Ihrer u. ſ. f.

Sechster Brief.

Leonore v. Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 30. Junius 1797.

Er iſt hier, Ferdinand iſt hier, Thereſe! theile mein Glück und meinen Schmerz! O er iſt der edelſte beſte Mann auf der Erde, und ich das glücklichſte Geſchöpf durch ſeine Liebe! Und doch möchte ich lieber weinen als lachen. Aber du wirſt mich nicht verſtehen, du wirſt dich vielleicht an mir ärgern. Nun ſo höre denn den ganzen Hergang ſo ordentlich und vernünftig, als mein hochklopfendes Herz, das ſich bald in Freuden- und bald in Wehmuths-Thränen ausgießen möchte, ihn zu erzählen vermag. Vorgeſtern kam er an; ich wußte den Tag ſeiner Ankunft nicht genau vorher, und hatte ihn nicht ſo bald erwartet. Still ſaß ich an meinem Arbeitstiſche und beſchäftigte mich eben, die Brieftaſche fertig zu machen, womit ich ihn bey ſeiner Ankunft beſchenken wollte. Da öffnete ſich raſch die

Thür, ich blicke hin, und — Ferdinand fliegt mir entgegen. Was ich zuerſt ſagte oder that, weiß ich nicht; nur als ich mich beſinnen konnte, lag ich an ſeiner Bruſt, und meine Thränen floſſen reichlich. Wir vermochten beyde lange nicht zu reden, und auch ſein männliches Auge floß über. Endlich als der erſte Freudentaumel vorbey war, fingen wir an, über unſere Schickſale, unſere Hoffnungen zu ſprechen — und ach Thereſe! — was mußte ich hören! Sie werden wieder nicht erfüllt, dieſe freundlichen, lachenden Hoffnungen, wenigſtens jetzt nicht! und die Urſache dieſer Verzögerung iſt ſo beſchaffen, daß, obgleich ſie mich innig ſchmerzt, ich mich doch darüber freuen, ja ſtolz darauf ſeyn muß. Liebe Schweſter! was ſind unſere Vorhaben, unſere Gewißheiten? Spinnengewebe, die des Weſtes leiſeſter Hauch zerreißt! Wie ſicher hoffte ich nicht, ſobald Ferdinand angekommen ſeyn würde, endlich das Band geknüpft zu ſehen, wozu wir beyde von unſerer Jugend an beſtimmt, erzogen und gebildet wurden, das tauſend neidiſche Umſtände früher zu knüpfen hinderten, das ſtets das Glück meines Lebens gemacht hätte, aber jetzt mir mehr als je unverſchiebbar nothwendig ſchien! Und doch müſſen wir wieder warten, und mehrere Monathe werden vergehen, ehe ich Fer-

dinands Gemahlinn heiſſen kann. Dieß Mahl iſt er ſelbſt Schuld daran. Sein Bruder hat durch eine unglückliche Speculation, noch mehr aber durch den Fall von mehreren Correſpondenten ſo beträchtliche Summen verloren, daß er auf dem Puncte ſtand, ſelbſt Bankerott zu machen. Er ſchrieb Ferdinanden ſeine traurige Lage; und der edelmüthige Bruder flog zu ihm, gab ihm alles, was er entbehren konnte, und verwandte ſeinen Credit, ihm noch mehr zu verſchaffen, bis er ihn endlich ganz und ſo ſchnell als möglich gerettet hatte. Der glückliche Bruder, ein liebenswürdiges Weib und fünf Kinder danken Ferdinanden nun ihr ganzes zeitliches Glück; aber dieſe ſtarken Aufopferungen machen ihm für einige Zeit Einſchränkung zur Pflicht, und er darf vor mehreren Monathen nicht an die Erweiterung ſeines Haushaltes und alle die unausweichlichen Ausgaben denken, welche die erſte Einrichtung einer auch noch ſo mäßigen Wirthſchaft nothwendig macht. Siehe, ſo muß ich nun wieder warten, und wenn ich gleich Ferdinands Geſinnungen, welche Schuld an dieſer Verzögerung ſind, ehren muß, ſo darf ich doch dir geſtehen, daß ich in meinen jetzigen Verhältniſſen mehr als je vor dieſem Aufſchube zittere. Ich weiß, daß Blum meinen Aufenthalt in dieſem Hauſe

mißbilliget, und ich weiß auch, daß es unmöglich iſt, meinen Vormund zu bewegen, mich wo anders hinzugeben. Wo ſollte ich auch mit mehrerem Anſtande ſeyn können, als bey ſeiner Schweſter? denn zu dir zu gehen, daran darf ich nicht denken, weil Wichmann findet, es wäre wider ſeine Pflicht, wenn er mich der Gelegenheit beraubte, die jedem Weibe nöthige Welt- und Menſchenkenntniß zu erlangen, und ſich immer ärgert, wenn ich dieſe Saite berühre. Setze noch hinzu, daß Blum auch bereits anfängt, meinen Geſchmack an dem Leben, das ich hier führe, zu tadeln, daß er jederzeit zum Mißtrauen und zu einer düſteren Anſicht der Dinge geneigt war, ſo wirſt du mich keiner übertriebenen Furcht beſchuldigen können, wenn ich dir geſtehe, daß ich bange vor der Zukunft bin, und tauſend unangenehmen Scenen zwiſchen Blum, mir, dem Vormunde, und vielleicht dem ganzen Hauſe entgegen ſehe. Wie wird das noch enden? welche Stürme ſtehen mir vielleicht noch bevor? Schilt mich nicht, Thereſe; aber ich kann mich einer gewiſſen melancholiſchen Ahndung nicht erwehren. Auch Ferdinand iſt nicht ſo heiter wie ehemahls, und das ſo lang erſehnte, ſo heiß gewünſchte Wiederſehen hat uns das Glück nicht gebracht, das wir beyde davon erwarteten. Iſt

es vielleicht das allgemeine Loos der Menschheit, daß uns die Erwartung mit schöneren Versprechungen schmeichelt, als die Wirklichkeit hält? Und liegt dieß in der Unart des menschlichen Herzens, das, allzu selbstsüchtig, mit keiner Freude, wie die Wirklichkeit sie biethen kann, zufrieden ist? oder, Liebe, ist das ein Zeichen, daß in unseren Seelen ein Ideal von Seligkeit liegt, dem kein irdisches Vergnügen entsprechen kann, weil nichts Irdisches hoch und rein genug ist, um jene himmlischen Bilder in ihrer ganzen Schönheit zu verwirklichen? und sollte das nicht ein Beweis von unserer mehr als irdischen Abkunft und Bestimmung seyn? Damit habe ich mich schon oft zu trösten versucht, wenn mein begehrliches Herz so gar keine Befriedigung in den Gegenständen fand, die mich umgaben; ein Fall, der mir, seit ich aus dem Schooße der Meinigen gerissen wurde, viel öfter als vorher begegnet ist.

Mein Leben geht übrigens seinen gewöhnten Gang fort, und mich unterhält die bunte Welt, die vor meinen Blicken in immer wechselnden Farben, Gestalten und Beziehungen herumgaukelt; ja es gibt, wie ich dir schon gesagt habe, Unterhaltungen und Personen, welche zwar nicht meinem Herzen, aber meinem

Kopfe vollen, angenehmen Genuß gewähren. Auch hierin fürchte ich Widersprüche von Ferdinands Seite. Er beurtheilt das alles so ganz anders, und ist unzufrieden mit allem; das sehe ich ihm an, wenn er gleich aus Schonung und Liebe nicht gleich in den ersten Tagen seinen ganzen Unmuth zeigt. Er spricht wenig, aber macht sehr oft jene Miene, die wir an ihm kennen, und ihn so oft darüber aufgezogen haben, mit der er deutlicher als mit einer ganzen Predigt sein Mißvergnügen zu erkennen gibt. Wenn ich nur so viel von ihm erhalten könnte, daß er mich gelassen und ohne zu viel Vorurtheil anhörte, dann hoffte ich, es würde sich manches geben; er würde von seinen überstrengen Forderungen nachlassen, ich würde ihm hier und da ein kleines Opfer bringen, und es würde alles gut gehen. Warum soll ich das nicht hoffen? Wir lieben uns ja, und die Liebe hat oft größere Wunder bewirkt, als den Umtausch einiger zufällig angenommenen Vorstellungen. Und so lebe wohl, liebe Thereſe! ich will mich nicht niederschlagen lassen von meinen trüben Ahndungen, ich will hoffen, und heiter seyn. Mit heiterem Sinne greift man jedes Werk leichter an, und das Glück ist dem Frohen günstig. Lebe wohl!

Siebenter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortenſe Deſencay.

H*** den 10. Julius 1797.

Wenn ich nur wüßte, warum der Himmel mich gerade in dem Schooße dieſer Familie geboren werden ließ! und wie es kommen konnte, daß mitten unter fünf, einander mehr oder weniger ähnlichen, Weſen ein ſechſtes ganz heterogenes entſtehen mußte, das ſich und den übrigen fünfen zur Qual, und wieder von allen fünfen, von jedem auf ſeine eigene Art, gequält, mitten unter ihnen leben und bleiben muß, und doch ſich bey jedem täglichen Vorfall fragen möchte, wie kommſt du hierher? Da ſind ſie nun in den Garten gegangen, — meine Ältern, meine ich — auf's Land, wie ſie es zu nennen pflegen. Das iſt mir ein Landleben! Es iſt halb zum Ärgern und halb zum Lachen, wenn man dieſen armſeligen Zwitter von Stadt und Dorf einen länd-

lichen Aufenthalt nennet. Das einzige, was wir gewinnen, ist, daß es noch ein bißchen langweiliger zugeht, als in der Stadt, weil bey der kleinern Anzahl von Nachbarschaften der Kreis der Besuchenden immer derselbe ist, und dieselben Gestalten mit unbedeutenden Veränderungen alle Tage auf der Promenade und Abends beym Spiel in tödtender Einförmigkeit langweilig vor mir vorübergehen. Heute ist Gesellschaft bey Frau von**. Da kommt Frau v. X. und Y. und Z., und Herr v. A., B. und C. u. s. w. Morgen ist Soirée bey Frau v. X.; da kommt abermahl Frau v. Y. und Z. und **, und die Herren A., B. und C. Übermorgen ist Tafel bey Frau v. Y.; da kommt wieder dieselbe Clerisey, und im Parke begegnen wir sie wieder, und das sitzt sich so nahe eines dem andern auf dem Halse, und hat nichts Angelegeneres zu thun, als zu forschen, wie viel der neue Hut gekostet hat, den die Nachbarinn links gestern aufhatte, und warum die Nachbarinn rechts heute mit ihrem Manne, und nicht mit ihrem Liebhaber, in die Stadt gefahren ist, und was das kleine Wickelkind der dritten macht, das sie inoculirt haben, und warum die vierte gestern nicht bey dem Spiele erschienen ist u. s. w., was denn der wich-

tigen und interessanten Begebenheiten mehr sind. O, es ist zum Verzweifeln! —

Unter andern, Leonorens Liebhaber ist angekommen, eine schöne männliche Figur, Festigkeit und düsterer Ernst in der Miene, durch einen einnehmenden Zug von Sanftheit und weicher Güte um den Mund gemildert. Die erste Handlung, mit der er sich bey uns ankündigte, war ein Beweis von Stärke der Seele, der mich sehr zu seinem Vortheile eingenommen hat. Er stand im Begriff, dieser Leonore, die er innig zu lieben scheint, seine Hand, nach einer langen Trennung, zu reichen; aber sein Bruder brauchte eine ansehnliche Unterstützung an Geld, um seiner fast gesunkenen Handlung aufzuhelfen. Blum bedenkt sich keinen Augenblick, zwischen seinem und seines Bruders Glücke zu wählen, gibt ihm alles, was er ohne den größten eigenen Nachtheil nur immer entbehren kann, und setzt sich dadurch außer Stande, Leonoren vor mehreren Monathen sein nennen zu können. Dazu gehört doch wohl ein Bißchen mehr Energie des Geistes, als unsere jungen Herren gewöhnlich haben, und das ist es, was mir den jungen Mann interessant gemacht hat. Mich unterhält es, diese Erscheinung näher zu beobachten, und zu sehen, wie ein Mensch, der eines solchen Entschlusses fähig

war, ſich in den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens benehmen wird. So viel ich ihn beobachten konnte, hatte ſein Betragen etwas Rauhes, Finſteres, Verſchloſſenes, das an einem jungen Manne, der eben von Reiſen kommt, ſelten iſt. Seine Begriffe von Moral ſcheinen übertrieben ſtrenge, ſo wie überhaupt ſeine Anſichten der großen Welt ſehr ſonderbar, excentriſch und ſchwärmeriſch ſind. Wir würden oft mit einander in Streit kommen, das fühle ich; aber ich meine, es würde mich unterhalten und ihm nützen, wenn die ſchiefen Ecken ſeines Charakters im Umgange abgeſchliffen würden. Doch dann wird er aufhören intereſſant zu ſeyn; und es iſt ärgerlich, daß ſelbſt der nähere und längere Umgang mit der großen Welt in ſolchen ſehr individuellen Charakteren dieſe Individualität verlöſchen, und ſo das Seltene, Überraſchende der Erſcheinung nothwendig aufheben muß, wie die Kerze eben dadurch, daß ſie leuchtet, ſich ſelbſt verzehrt.

So muß mich alles peinigen, ſelbſt, indem mich's unterhält, und jeder Genuß ſich ſelbſt zerſtören. Warum das? Ich bin verſtimmt, übel gelaunt, das fühle ich; und da es unartig iſt, wenn man nicht wohl iſt, in Geſellſchaft zu gehen, und den Leuten vorzuklagen, ſo iſt es auch

nicht artig, eine liebe Freundinn mit dem Ausbruche unſerer üblen Laune zu unterhalten. Leben Sie alſo wohl, theure Hortenſe, und theilen Sie mir, wenn es möglich iſt, nur einen kleinen Theil von jener Gelaſſenheit und Fröhlichkeit mit, die Sie ſo geſchickt macht, nicht bloß Widerwärtigkeiten, ſondern, was noch ärger iſt, auch Narren und Dummköpfe zu ertragen.

Achter Brief.

Frau von Valsin an den Grafen Van der Werth.

*** den 15. Julius 1797.

Mein Mann ist auf ein paar Tage in Geschäften verreiset. Warum sind Sie nicht hier, theurer Freund, daß ich diese zwey köstlichen Tage der ungestörtesten Ruhe mit Ihnen verleben kann? Oder warum konnte mein Mann den sehr vernünftigen Einfall, mich auf ein paar Tage in Frieden zu lassen, nicht zwey Wochen früher haben? Doch das wäre denn vielleicht des Glückes zu viel gewesen; und da auf dieser armen, besten Welt kein Glück und keine Pein vollkommen seyn kann, so ist's eben recht in der Regel, daß, wenn mein Hausdespot mich den ganzen Tag über mit grämlichen Anmerkungen, mit Jammer über die schweren Zeiten, und mit fürchterlichen Schilderungen des Elends, das da noch kommen wird, müde gemartert hat, ich

dann in Ihrem Umgange Entschädigung, Erhohlung und Freude finde. Hingegen, wenn ich von jener Plage erlöset bin, bedarf und verdiene ich vielleicht auch jenen Ersatz nicht. So will ich denn nicht weiter klagen, und nur die wenigen stillen Stunden, die mir meine häusliche Einsamkeit gewähret, dankbar und froh genießen. Ach! was das für ein Himmel wäre, wenn ich einmahl ein halbes Jahr durch keine Klagen über meine Verschwendung, keinen Vorwurf über die Armuth meiner Familie, kein Vorzählen all der Herrlichkeiten anhören dürfte, deren ich, durch die preiswürdige Verbindung mit ihm, theilhaftig geworden seyn soll! Es ist mir seit gestern Nachmittag, wo er sich abführte, so leicht, so wohl um's Herz, wie wenn man aus dem betäubenden Geklapper und Geräusche einer Mühle plötzlich heraus in's Freye kommt, und nun die liebliche Stille uns wohlthätig umfängt. Ja, lieber Adolph, wenn nur Sie jetzt hier wären! ich wäre wie im Paradiese. Wann kommen Sie denn wieder? Wie ewig lange dünken mich die acht Tage, seit ich Sie nicht gesehen habe! Sie mangeln mir überall, alles erinnert mich an Ihre Abwesenheit, und wohl hundert Mahl des Tages überrasche ich mich bey dem Gedanken — das muß ich heute Abends meinem Adolph erzählen,

darum muß ich ihn fragen — und ach — dann fällt mir ſchmerzlich ein, daß Adolph nicht kommt, daß ich ihm nichts erzählen kann! Doch ja, ich kann Ihnen erzählen, ich kann Ihnen ſchreiben; aber welcher Behelf iſt der todte Buchſtab für einen lebhaften Geiſt, ein mittheilendes Herz! Dennoch muß ich dieſe einzige Zuflucht getrennter Liebenden, für die ja ganz eigentlich, wie Pope ſagt, die Schreibekunſt erfunden wurde, ergreifen, um Ihnen zu ſagen, wie es mir geht, und was ich anfange, die ſchleichende Zeit zu betriegen, und der läſtigen Stunden los zu werden.

Geſtern verging der ganze Vormittag mit Zurüſtungen zu der großen Reiſe, und ſechs Hände, nähmlich meine, der Jungfer und des Bedienten waren in Bewegung, um — einen Mantelſack zu packen. Sie lachen, nicht wahr? Ich hätte auch gelacht, wenn ich mich nicht hätte ärgern müſſen. Aber wenn man ſo die erſte Rolle in dem tragiſch-komiſchen Schauſpiele hat, iſt es bey weiten nicht ſo ſpaßig, als wenn man bloß zuſieht. Jedes Hemd, jedes Tuch mußte zwanzig Mahl beſehen, mit der größten Vorſicht gepackt, wieder herausgenommen, und mit einem andern vertauſcht werden. Dieß war zu gut, und konnte durch die Reibung verdorben

werden, jenes war doch gar zu ſchlecht; ein Stück war zu klein, das andere zu groß, eins zu lang, das andere zu kurz. Der Mantelſack ſollte ganz voll ſeyn, damit nichts geſchüttelt werden könnte, und doch ſollte die Wäſche ſo bequem liegen, daß ſie durch den Druck nicht zerknittert würde u. ſ. w. Kurz, das Unmögliche ſollte möglich gemacht werden, und als das nicht ging, entſtand üble Laune; der Herr keifte, die Leute brummten, ich ſchwieg und verſchluckte meine Galle. So kamen endlich die ſehnlich erwarteten Poſtpferde, und nach eben ſo viel überwundenen Schwierigkeiten, Gefahren und Zänkereyen beym Aufpacken rollte zu meiner, und ich glaube, des ganzen Hauſes, Freude der Wagen mit unſerm Hauskreuze davon. Ach! dachte ich, und meinte in den Geſichtern meiner Leute vollkommene Übereinſtimmung zu finden — wenn er doch ſo bald nicht wieder käme!

Abends ging ich zu Schönborf, die ſchon in ihrem Garten ſind, und wo ich den neuen Ankömmling, auf den wir alle längſt begierig waren, Eleonorens Liebhaber, zu treffen hoffte. Ich hatte ihn noch nicht geſehen, und wurde ganz angenehm durch ſein Äußeres überraſcht, das ich mir, dem Gerüchte zu Folge, bey weiten nicht ſo elegant, und, die Wahrheit zu ſagen, auch nicht

ſo angenehm vorgeſtellet habe. Er iſt wirklich ein ſehr hübſcher Mann, und ich glaube, es würde nur auf ihn ankommen, da er auch ſehr reich iſt, bedeutenden Eindruck, wo er ſich nur immer zeigte, zu machen, wenn er nicht viel zu ernſt und zu pedantiſch wäre. Indeſſen müßte mich alles betriegen — und meine Wahrnehmungsgabe hat mich doch ſelten irre geführt — wenn er nicht, Trotz ſeiner Pedanterie, ſchon eine ſehr bedeutende Eroberung gemacht hätte, eine Eroberung, die unter vielen ihm die meiſte Ehre machen, und der armen Leonore am gefährlichſten werden könnte. Ich möchte es außer Ihnen niemand ſagen, denn bis jetzt ſind es bloße Vermuthungen; aber ganz kann ich mir den Triumph über die Niederlage dieſer ſtolzen Schönen nicht verſagen, die bis jetzt auf uns arme Geſchöpfe, bey denen ſich unter der linken Bruſt manches Mahl etwas zu regen pflegte, ſo verachtend niederſah. Hören Sie alſo, was ich bemerkt zu haben glaube, hören und ſtaunen Sie! Juliane, die ſtolze, ſpröde, majeſtätiſche Juliane iſt verliebt — und das nicht wenig — und das in einen Mann, der der erklärte Liebhaber einer Andern iſt, welche ſie tief unter ſich glaubt, in einen Mann, der außer den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen ihr gar keine Aufmerkſamkeit

zeigt. Ich weiß nicht, ob ich nicht zu weit gehe, und von meiner, so oft von Ihnen belachten, Vorhersehungsgabe wieder einmahl einen zu ausgedehnten Gebrauch mache; aber mich dünkt, daß diese Verliebung, wenn ich so sagen darf, wichtige Folgen für Leonoren, Blum und Julianen haben wird. Wir wissen alle, daß diese letzte nicht gewohnt ist, eine Idee, die sie einmahl gefaßt hat, so leicht wieder aufzugeben; zweytens, ist sie viel zu wagen im Stande, und drittens, wird ihre Abneigung gegen Leonoren durch dieses Ereigniß wohl nicht vermindert, sondern vielleicht — ich kenne Julianen, zum entschiedenen Hasse werden. — Auf der andern Seite höre ich, daß Blum mit Leonoren und ihrem Aufenthalte in dem geräuschvollen Hause nichts weniger als zufrieden ist, Leonore aber viel Geschmack an der großen Welt zu finden scheint. Überdieß rückt Wallner ihr immer näher, und fängt an, die Festung nach allen Regeln zu belagern. Dieß alles zusammen genommen, läßt mich eine recht unterhaltende Komödie erwarten, bey welcher ich zwar eine müßige, aber theilnehmende Zuschauerinn seyn werde; und ich bin äußerst neugierig, was aus dem Zusammenstoße so vieler entgegen gesetzter Neigungen und Absichten, bey Menschen von so ganz verschiedenen

Charakteren, entſtehen wird, wer ſeine Plane am feſteſten und zweckmäßigſten ausführen, und zuletzt Sieger bleiben wird. Kommen Sie nur bald zurück, mein Freund, daß ich mich mit Ihnen gemeinſchaftlich an dem intereſſanten Schauſpiele ergetzen kann; denn ſo allein genoſſen hätte es nicht die Hälfte des Reitzes für mich.

Leben Sie wohl, lieber, theurer Adolph! eilen Sie, Ihre Geſchäfte zu ſchließen, und denken Sie, daß Sie mit liebevoller Ungeduld erwartet

Ihre

treue Sophie Valſin.

Neunter Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

H** den 15. Auguſt 1797.

Die düſtern Ahndungen, die ich mir vergeblich auszureden, und für Schwärmerey zu erklären ſuchte, bewähren ſich leider immer mehr. Es iſt nicht mehr alles ſo, wie es ſeyn ſollte. Blum iſt verändert. Ich habe auch vieles geſehen und gelernt, das ich vorher nicht kannte, und es ſcheint, daß dieſelben Umſtände auf unſere Gemüther eine ganz entgegen geſetzte Wirkung gemacht haben, oder daß ſie uns unter ganz verſchiedenen Geſichtspuncten erſchienen ſind. Die Bekanntſchaft mit mehreren Menſchen, die große Welt hat Ferdinands Ideen von der Welt und den Menſchen ſehr tief herabgeſtimmt, ſein zartes Gefühl peinlich geſpannt, ſeine Reitzbarkeit bis zum Übertriebenen erhöht, und überhaupt ſeinen Hang zum Argwohn und zur Eiferſucht unendlich vergrößert. Bey mir hat ſie die blöde Schüchtern-

heit vermindert, meine grotesken Vorstellungen von der Verderbtheit der Menschen haben sich der Wahrheit und Duldung mehr genähert, meine schwärmerischen Vorstellungen haben von ihrer Spannung verloren, und der leichte fröhliche Umgang, die Eleganz und Zerstreuung des Lebens, das mich umgibt, erhält meine Seele in einer angenehmen Schwebung, welche meinem sonst zu reitzbaren Gefühle sehr wohl thut. Wir haben oft Erörterungen darüber, die leider nicht immer mit der gehörigen Sanftmuth und Kälte geführet werden. Ferdinand macht mir häufige Vorwürfe, bald über meinen Anzug, bald über die Zerstreuungen, denen ich mich zu sehr überlasse, wie er meint, bald über meinen Umgang mit dieser oder jener Person, bald über meine Lebensordnung; kurz es geschieht fast nichts, an dem er nicht etwas zu tadeln hätte, das er nicht anders wünschte. Ich fühle wohl, daß er in den meisten Stücken im Grunde Recht hat; aber er geht zu weit, und besonders — das ist gewiß keine Selbsttäuschung — fehlt er in der Weise, wie er mich tadelt. Ach, Thereſe! ich fürchte, unsere Seelen verstehen sich nicht mehr so rein, so ganz, so schnell, wie einst; und es wird lange brauchen, und noch mancher Kampf überstanden werden müssen, ehe jenes stille harmonische Ver-

hältniß, in dem wir einſt beyde unſer Glück fanden, wieder hergeſtellet werden kann.

Daß es doch wieder ſo wäre! daß ich uns beyde hinüber zaubern könnte über dieſe Zeit der Stürme und Mißverſtändniſſe, welche plötzlich und ſchnell zu heben, jedem von uns nach unſerer jetzigen Anſicht der Dinge, unmöglich iſt. Wie gern ich meine Hand und alle meine Kräfte dazu biethen wollte, weiß Gott; auch bin ich unſtreitig der billigere, parteyloſere Theil. Ich laſſe es zu, daß vieles anders und den Vorſchriften der Vernunft mehr angemeſſen ſeyn könnte; aber erſtlich kommt es nur auf unſere individuelle Stimmung an, um doch Trotz aller Thorheiten, die rund umher vorgehen, vernünftig zu bleiben, wie es denn überhaupt wohl bey jedem böſen oder verführeriſchen Beyſpiele nicht ſo wohl auf die Macht desſelben, als den Grad unſerer Empfänglichkeit ankommt; und zweytens möchte ich den Stand, das Verhältniß, die Lebensweiſe auf der Erde kennen, an welcher nicht die Vernunft mit Recht etwas auszuſetzen fände! Es iſt wahr, ich lebe mitten im Geräuſche, ich habe mehr Zerſtreuungen, ich verwende mehr Sorge auf meinen Putz, als in dem Hauſe meiner Mutter; aber folgt daraus, daß ich meine moraliſche und Geiſtesbildung vernachläſſige, daß ich

ſchal und gedankenlos werden, daß ich mich zur Coquetterie erniedern würde? Mich ergetzt das bunte Gewimmel, mir entgeht keine der Thorheiten, Schwächen und Armſeligkeiten, die da geſchehen; ich lerne die Menſchen und ihr eitles Trachten nach luftigen Gütern kennen, ich unterhalte mich mit der Betrachtung der verſchiedenen Charaktere und Abſichten, ich gehe täglich um einige richtige Bemerkungen und Klugheitslehren reicher zu Bette, ich bilde meine Maximen und meinen Charakter. Das iſt doch, wie ich denke, reiner Gewinn, der wahrlich mit einigen kleinen Aufopferungen, einigen Abänderungen in meiner einſt gewohnten Lebensordnung, einer gefälligen Nachſicht gegen fremde Wünſche und Schwächen, und einem größeren Aufwande in Putz, den mir meine Lage unentbehrlich macht, nicht zu theuer erkauft wird. Ferdinand iſt gewiß äußerſt unbillig; denn er läßt mir von allem dem nichts gelten, und ſieht nichts als Gefahren und Verführungen in allem, was mich umgibt, und ſelbſt dieſe überſpannte Anſicht, die auffallende Parteylichkeit bürgt mir, wenn ich es genau betrachte, für das unbefangene und alſo richtigere Urtheil meines Geiſtes.

Wenn es doch möglich wäre, geiſtige Eigenſchaften ſo von Einem auf den Andern zu über-

tragen, wie man Geld oder Geräthſchaften, die dem Einen mangeln, von Andern entlehnen kann! Wie gern möchte ich Ferdinanden etwas von Wallners Gelaſſenheit, von ſeiner oft zu weit getriebenen Toleranz, die an Indolenz grenzt, von ſeiner Gabe, über alles, was er nicht ändern kann, mit gutartigem Witze zu lachen, mittheilen, und dafür in Wallners übrigens ſchätzbaren Charakter etwas von Ferdinands überflüſſiger Energie, von ſeinem allzureitzbaren Gefühle, ſeiner übertriebenen Strenge legen! Es würden, das verſichere ich dich, zwey ganz vortreffliche Menſchen werden. Was ich thun konnte, ſie einander näher zu bringen, mit einander bekannt zu machen, und durch Umtauſch der Ideen eine Verſchmelzung der Sinnesarten zu bewirken, habe ich oft, aber immer mit ſchlechtem Erfolge, verſucht. Sie fliehen und ſtoſſen ſich ab, wie die gleichnahmigen Pole des Magnets; kein Kunſtgriff und kein offenbares Zureden iſt im Stande, dieſe entgegen geſetzten Naturen auch nur bis auf einen gewiſſen Punct einander zu nähern; und es iſt gerade, als ob jeder, ſich ſeiner Vorzüge mit übermüthigem Selbſtgefühle bewußt, des andern Verdienſte, aus Furcht verdunkelt zu werden, nicht neben ſich dulden möchte. Doch auch hier iſt Wallner wieder billiger

als Blum, der jenen beynahe zu verachten ſcheint, während Wallner ihn zwar mit ſichtlichem Widerwillen, aber doch immer mit der Achtung, die er Ferdinands Tugenden ſchuldig iſt, behandelt. Das hat mich oft gekränkt; und ich nehme mir vor, nächſtens mit Blum darüber zu reden, an deſſen reiner ſchönen Seele ich die garſtigen Flecken des Neides ſehr ungern bemerken würde Doch man ruft mich in den Garten, weil Geſellſchaft da iſt. Adieu!

Zehnter Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 20. August 1797.

Weißt du noch, Ludwig, wie du meiner lachtest, und über meine düstere Ansicht der Zukunft spottetest, als wir uns das letzte Mahl auf meiner Herreise sahen? Du schaltest mich einen Schwärmer, einen Hypochondristen u. s. w., du mahltest mir alles in rosigem Lichte; und nach deiner Meinung war nichts leichter, als Leonoren aus dem Strudel zu reissen, der sie umgibt, und von allen Thorheiten der großen Welt wieder zu den einfachen reinen Gefühlen zurückzuführen, die einst unser Glück machten, und meines ewig machen würden, wenn sie daran theilnehmen möchte. Möchte! — ja Ludwig, das ist das rechte Wort — aber sie mag nicht. — Sie hat das Geräusch und die Zerstreuungen lieb gewonnen; ihr ist wohl unter den schalen Menschengestalten, die sie umgeben, ihre Eitel-

keit iſt erwacht, und der junge Keim findet nur allzureiche Nahrung auf dem Boden, in dem er ſteht. Das ſind Menſchen, dieſe Schöndorf! Aber gerade ſo, wie ich mir ſie einbildete, nicht zu verdorben, um Abſcheu einzuflößen, und doch ſo armſelig, ſo ſchal, ſo nichtig, daß man ihnen nicht einmahl gut ſeyn kann. Frau v. Schöndorf iſt eine ziemlich gute Mutter, eine ziemlich gute Hausfrau, eine ziemlich treue Gattinn, dienſtfertig und höflich; ihr Mann und ihre Kinder, die älteſte Tochter ausgenommen, (ein ſehr ſchönes, aber, wie mich dünkt, ſehr ſonderbares Mädchen) ſind eben ſolche Geſchöpfe, und der Charakter der ganzen Familie iſt Leichtſinn, Eitelkeit und ein raſender Hang zu Zerſtreuungen. Der Tag, den ſie zu Hauſe allein zubringen müſſen, ſcheint ihnen verloren, und ein Spectakel, ein Feuerwerk, das ſie nicht mit anſehen könnten, wäre eine Quelle von Reue und Sorge für ſie. Sie fühlen ſich unglücklich, wenn die erwartete Geſellſchaft nicht zahlreich genug, ausfällt, und gedemüthigt, wenn eine oder einer ihrer Bekannten mit einem prächtigeren Putz oder in einer prächtigeren Kutſche erſcheint. Das allein iſt auch das Ziel ihres Dichtens und Trachtens — glänzen, ſich unterhalten, und nach allem forſchen, was darauf Bezug hat. Und un-

ter dieſem Volke kann Leonore der ſeligen, ſtillen, durch Geiſt und Herzensgenüſſe erhöhten Lebensart im Hauſe ihrer Mutter vergeſſen, und an Zerſtreuungen, an Kleidertrachten und Geſprächen Geſchmack finden, vor denen ſie einſt vielleicht gebebt haben würde! Welcher Unterſchied nur in ihrer Art ſich zu kleiden! Wo ſind die anſpruchsloſen, ſittſamen Formen, dieſe Wahl von Schnitt und Farbe hin, denen man es anſah, daß ſie jedes Aufſehen zu vermeiden ſuchten, und die doch ſelbſt durch ihre liebliche Einfachheit Leonoren doppelt ſchön machten? Es iſt wahr, ſie kleidet ſich noch ungleich weniger frey, als alle ihre Geſpielinnen; aber ſelbſt das iſt ſehr wenig geſagt. Sie rennt nicht mit derſelben Gierigkeit, wie dieſe, nach allen Zerſtreuungen und Unterhaltungen; aber ſie läßt ſich's wohl gefallen, wenn ſie ſich ihr anbiethen, und ihr gebildeterer Verſtand, ihr feineres Gefühl weiß ſie mit einem Geſchmacke und folglich mit einem Vergnügen zu genießen, das jenen ewig entgeht. Ihre ſchöne Seele ſaugt, wie die Biene, auch aus den ſchlechteſten Blumen Honig, ach! und von lauter Wieſenblumen umgeben, vergißt ſie, daß ſie einſt nur auf Roſen und Lilien lebte! —

Ludwig! wenn es möglich wäre, die Erfüllung einer Pflicht zu bereuen, ſo möchte ich wün-

ſchen, mich jetzt nicht außer Stand geſetzt zu haben, Leonoren meine Hand auf der Stelle zu biethen. Ich weiß es, ſie liebt mich noch, — warm, innig, wenn gleich nicht mehr ſo hingegeben, wie einſt; ſie würde mir folgen, ſie würde die rauſchende Lebensart verlaſſen, mir zu Liebe ſich im Anfange Gewalt anthun, und, nur kurze Zeit in den Taumel verſchlungen, die thörichten Gewohnheiten und Sitten der ſchimmernden Welt bald in dem ſtillen Raum unſerer einfachen Wohnung vergeſſen. Aber es müßte auf der Stelle ſeyn können — ſonſt — ach Ludwig! laß mich das ſchmerzende Geheimniß an deiner treuen Bruſt ausſprechen — ſonſt — fürchte ich, es möchte zu ſpät ſeyn. Mir ſcheint, es ahndet ihr ſelbſt. Ihr Schrecken, als ich ihr jenes Hinderniß entdeckte, die Heftigkeit ihrer Klagen, einige entfallene Worte, alles, alles ſcheint mir anzudeuten, daß ſie ſelbſt den Zuſtand ihres Gemüths und unſer Verhältniß ſehr klar erkennt. Und doch ändert ſie nichts, doch verharrt ſie in ihrer Lebensart; ja ſie findet tauſend Scheingründe, und bedient ſich aller ihrer Waffen im Streite gegen mich, wenn ich ihr Vorſtellungen mache, und auf eine Änderung dringe. Es flattert ein Heer von Gecken um ſie; Schönheit und Reichthum, den die Sage ſo gern vergrößert, ziehen es an ſie. Leonore achtet ihrer nicht; aber

es ſchmeichelt ihr doch, ſich ſo bewundert, auf jedem Schritt ehrfurchtsvoll begleitet, auf jeden Wink von zwanzig Händen bedient zu ſehen. — Dieſe alle fürchte ich nicht; es iſt ein armſeliges Geſchlecht, deſſen Nichtigkeit Leonore wohl kennet, nach Verdienſten würdiget, und nur als dienſtbare Geiſter zu ihrer Verherrlichung um ſich duldet. Aber da iſt ein gewiſſer Baron Wallner, ein alter Bekannter und genauer Freund des Schönborf'ſchen Hauſes, eine von den abgeſchliffenen glatten Seelen, die in alle Formen paſſen, und von den Wogen der großen Welt ſo auf allen Seiten abgerundet ſind, wie die Bachkieſel. Das wüſte Leben der Leute von gutem Ton, wie ſie es nennen, oder vielleicht noch etwas Ärgeres, ſpricht deutlich aus dieſen bleichen verfallenen Zügen, welche ſonſt nicht unangenehm, ja ſogar regelmäßig wären, aus den erloſchenen tiefen Augen, aus der ganzen Geiſtergeſtalt. Aber er hat Witz, Kenntniſſe, Anſtand, iſt nie verlegen, kann ſtundenlang über lauter Nichts ſprechen, und doch einen ganzen Zirkel unterhalten. Lorchen ſchätzt ihn, er hat ſich zu ihrem Lehrer und Rathgeber aufgeworfen; ſie hat eine außerordentlich günſtige Meinung von ihm, und biethet alle ihre Kräfte auf, mich auch zu dieſer Meinung zu bekehren.

Das ist mir nun schlechterdings unmöglich. Mir ist der Mensch unaussprechlich zuwider, und wie das gewöhnlich wechselseitig ist, so fühle ich recht wohl, daß ich ihm auch keine Zuneigung einflöße. Aber seine große Artigkeit und die unselige Verläugnung aller Individualität, die eines der ersten Gesetze des guten Tones ist, gibt ihm Anleitung und Kraft, mir mit einer Art von zuvorkommender Gefälligkeit und geheuchelter Achtung zu begegnen, die mich weit mehr empört, als wenn er mir seine Abneigung offen zeigte. Lorchen sieht das, und gibt mir wohl mit unter gute Lehren über die Duldung, über die Nothwendigkeit, sich in allgemein angenommene Formen zu fügen, und richtet ihre Reden immer zwar ganz fein, aber doch nur allzu sichtlich so ein, daß ich wohl fühle, sie stellt mir Wallners Beyspiel zur Nachahmung auf. Daß mich das verdrießt, daß ich es nicht gelassen anhören kann, kannst du — kann irgend jemand auf der Welt mir das verargen? Und sie thut es doch, sie gibt mir, freylich sehr verblümt, zu verstehen, es wäre Anwandlung von Neid, die dem edlen Manne nicht zieme; das echte Verdienst müsse fremdes ohne Bitterkeit neben sich dulden, und so weiter. Ludwig! Ludwig! es gehört alle mögliche Fassung und Gewalt über sich selbst, und

eine Liebe, wie meine, dazu, um da nicht alle Geduld zu verlieren, wenn man sich um solch eines Menschen willen belehrt, zurecht gewiesen, geschulmeistert sieht. Großer Gott! Lorchen, die sonst nur an mir hing, deren Gedanken und Gefühle wie Saiten eines gleich gestimmten Instruments mit dem meinigen bey jeder Berührung harmonisch erklangen, sie, die nichts kannte, nichts dachte, nichts wollte, als für mich und mit mir still und einsam zu leben, sie achtet jetzt diesen Burschen eben so hoch, und vielleicht noch höher als mich, sie findet Tugenden an ihm, die mir fehlen, sie rechnet ihm seine Charakterlosigkeit für Edelmuth an, und fordert von mir, ich soll mich nach ihm richten, den ich verachte und hasse, wie ein solches Geschöpf es verdient. Ludwig! was wird noch daraus werden? Wird der Zwiespalt, der in unsern Gemüthern aufkeimt, sich noch freundlich lösen lassen? wird die alte Ruhe und Harmonie wieder kehren? O! schreibe mir, daß du hoffest, zeige mir die Thorheit meiner Furcht, widerlege meine Ahndungen, und stehe mir wider mich selbst bey.

Eilfter Brief.

Leonore v. Brandner an Thereſe Friedberg.

H *** den 24. September 1797.

Wahrlich Schweſter, du thuſt mir Unrecht, wenn du mich einer Untreue gegen Ferdinand zeiheſt, und glaubſt, ich wäre fähig, ihm Wallnern vorzuziehen. Du weißt ja, daß Ferdinand meine erſte, meine einzige Liebe war. Schon im Flügelkleide kannten wir uns, ſchon damahls zog er mich allen Mädchen, und ich ihn allen Knaben vor, ſchon damahls fand mein ſchwächeres Gemüth in ſeinem feſten, ernſten Charakter die Kraft und Selbſtſtändigkeit, die mir ſelbſt mangelte. Zutrauensvoll ſchmiegte ich mich an ihn, und er war ſchon als Knabe nicht bloß mein Spielgefährte, auch mein Vertrauter, mein Beſchützer, mein Rathgeber. Meine Mutter ſah mit innigem Wohlgefallen dieſe kindiſche Zuneigung wachſen, und weidete ſich an dem Gedanken, daß ihre Tochter und der Sohn ihres

ihr noch immer theuern erſten Jugendfreundes einſt mit einander jenes Glück erreichen ſollten, das ihnen beyden vom Schickſale verſagt worden war. Alles, was in unſer Haus kam, liebte den edlen, ſchönen Knaben, ich hörte nichts als ſein Lob; meine Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage, und ich ſog ſie, ſo zu ſagen, mit der Luft ein, die mich umgab. Es fiel mir nicht ein, zu denken, daß es außer ihm noch liebenswürdige Jünglinge gäbe, oder wenigſtens ſolche, die mir gefallen könnten. Meine Bekanntſchaften waren klein, meine Anſichten der Welt beſchränkt und ſchwärmeriſch. So kam ich in dieß Haus. Glaube nicht, daß es Eitelkeit iſt, wenn ich dir bekenne, daß viele junge und mitunter artige Männer ſich an mich wandten. Man wußte, daß ich Vermögen hatte, und neu war ich ihnen auch, theils durch meine gänzliche Fremdheit, theils durch die etwas ungewöhnliche Stimmung meines Charakters. Ihre Bewerbungen, ihr Beſtreben, mir zu gefallen, erfüllten mich zuerſt mit einer ängſtlichen Furcht, ja mit Widerwillen; ich betrachtete mich als Ferdinands Verlobte, als ſein Eigenthum, und jede Annäherung eines dritten als einen Eingriff in ſeine Rechte. Juliane — ich liebe das Mädchen nicht; denn ſie iſt mir zu kalt, zu herriſch; aber ſie hat Ver-

und meine Schamröthe ihr ſchon alles verrathen haben. Das ſind denn ſehr unangenehme Scenen, deren Pein mir Blum doch wohl erſparen könnte, und in die Wallners feiner Ton, wenn ich in demſelben Verhältniſſe mit ihm wäre, mich gewiß nicht bringen würde. Wallner iſt beleſen, und ſein unerſchöpflicher Witz macht oft die Freude eines ganzen Zirkels. Blum iſt in großer Geſellſchaft nicht ſelten verlegen, und die rührende Beredſamkeit, die im Kreiſe ſeiner Freunde von ſeinen Lippen ſtrömt, verſiegt ganz in gemiſchten Zirkeln oder vor Fremden. Jener hat den feinſten Weltton und einen überaus ſichern Tact, Jeden, der ihm vorkommt, ſogleich auszunehmen, und die einzig wahre Art zu finden, wie er ihn behandeln muß. Überall iſt er zu Hauſe, in großer Geſellſchaft wie im kleinen Kreiſe, nichts macht ihn verlegen, nirgends ſpielt er eine traurige Figur; nur habe ich bemerkt, daß ihm die Zeit unter wenigen Perſonen eher lange zu werden ſcheint, und ihm überhaupt jene ſchöne Wärme mangelt, die Ferdinanden bey ſolcher Gelegenheit ſo liebenswürdig macht. Seine Züge ſind hübſch, eigentlich regelmäßiger als Ferdinands; aber es fehlt ihm, da er wenigſtens um zehn Jahre älter iſt als dieſer, die blühende Farbe, der Ausdruck von Geſundheit und Jugend-

fülle, der Ferdinands Züge so sehr belebet, und der matte Blick seines etwas trüben lichtblauen Auges hat bey weiten den Ausdruck nicht, der in Ferdinands dunklem seelenvollem Blicke liegt. Du siehst, ich bin ganz unparteyisch, ich finde an jedem seine gute und üble Seite, und diese Unparteylichkeit soll dir für die Richtigkeit meiner Wahrnehmungen bürgen, da sie der Natur der Dinge gemäß ist; ja selbst die innige Liebe, die Trotz jener bemerkten Fehler noch immer für Blum in meiner Seele lebt, sollte dir beweisen, daß diese Neigung gewiß von echter Art und ewig dauernd seyn wird. Gib also deinen ungerechten Argwohn auf, und höre auf, dich und mich mit Vorwürfen zu quälen, die gewiß, das versichere ich dich, liebe Schwester, ganz ohne Grund sind.

Zwölfter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortenſe Deſencay.

H** den 6. October 1797.

Haben Sie von dem Engländer gehört, der ſich erſchoß, weil ihm das alltägliche Aufſtehen, Ankleiden, Eſſen, Auskleiden und zu Bette Gehen unausſtehliche Langeweile machte? Wahrlich, der Mann hatte ſo Unrecht nicht; und wenn ſo ein ganzes Leben hinſchleicht, ohne daß man ſagen kann, wozu und warum, iſt es dann nicht beſſer, lieber gar nicht zu leben? Nun ſind wir wieder in die Stadt gezogen, und das Stückchen vom Landgenuſſe iſt für dieß Jahr auf der Lebensbahn ausgeſpielt. Es bleibt auch gerade ſo viel Wirkung und Eindruck davon zurück, als wenn das Glockenſpiel ſein Liedchen mit der auslaufenden Stunde klingelt. Muß ich denn ſo leben? muß ich denn von dieſen Menſchen, die ſich alle wie Maſchinen in dem einmahl angewieſenen Geleiſe

gedankenlos fortbewegen, mich auch mitgängeln laſſen? Verdiene ich nicht gegängelt zu werden, weil ich es geſchehen laſſe? Warum bin ich mit in den Garten gegangen? warum wieder in die Stadt? warum kleide ich mich? warum beſuche ich dieſe langweiligen Geſellſchaften? warum laſſe ich mich in dieſe gehaltloſen Komödien, auf dieſe ermüdenden Promenaden mitſchleppen? So möchte ich mich bey tauſend Dingen fragen; ich frage mich auch oft voll innerlichem Ärger, und ärgere mich noch mehr, wenn ich mir nichts darauf zu antworten weiß!

Dieſe Leonore wird mir täglich verhaßter. Es iſt ſo gar keine Kraft, keine Selbſtſtändigkeit in dieſem armſeligen Weſen, das ſich in ſeiner Schwäche noch heraus nimmt, manches zu tadeln, was es gar nicht begreifen kann. So habe ich ſie geſtern, als von der Valſin die Rede war, mit lächerlicher Wärme wider die Verbindung verheiratheter Weiber eifern gehört. Sie ſprach von Verletzung heiliger Pflichten, von gebrochenen Schwüren, von dem Werthe der öffentlichen Achtung u. ſ. w. Das ſind ſo die Popanzen ſchwacher Seelen, die keinen Begriff davon haben, wie ſich ein ſtarkes Gemüth im Gefühle ſeiner Kraft, wenn nur der Endzweck ſchön und groß iſt, über jedes Vorurtheil hinwegſetzen

kann. Ich entschuldige die Valsin sonst nicht, denn ich finde, daß ein Mann, wie Van der Werth, die Opfer, die sie ihm bringt, nicht verdient; aber ich begreife sehr wohl, daß man für ein Wesen, wie — wie ich nun Eines kennen gelernet habe, so viel und noch mehr hingeben kann, daß der Gedanke, von einem solchen Manne geliebt zu werden, in dieser Liebe den Zweck und die Absicht eines ganzen thätigen Lebens zu finden, alle jene vermeinten Übertretungen tausendfältig vergütet und rechtfertiget. Ich begreife, wie man einem Wesen, das durch Energie des Geistes und durch Kraft zur Selbstverläugnung sich jedes Opfers von unserer Seite würdig macht, auch jedes Opfer bringen darf und soll, ich begreife, wie man für so ein Wesen zu sterben für leicht halten, und, selbst von ihm getrennt, bloß durch den Gedanken, von ihm geliebt zu werden, noch selig seyn kann. Ich begreife — o was könnte ich, wenn ich so geliebt würde, nicht alles begreifen? Und eben darum hasse ich diese Leonore, ja ich hasse sie, und begehre nicht, ein Gefühl zu beschönigen, das aus der tiefsten Tiefe meines Charakters hervorgeht, und mir unauslöschlich bleibt. Ihr zum Trotz habe ich auch die Valsin vertheidiget, und meine

Luſt gefunden, ſie durch Scheingründe und Trugſchlüſſe irre zu machen.

Während wir zankten, trat Blum ein; wir trugen ihm unſern Streit vor, ohne die Perſonen zu nennen, die er betraf. O des unſeligen Gedankens! Sie hätten ſehen ſollen, mit welchem Entzücken in dem blitzenden Auge er ſein ſchwaches Mädchen ihre ſogenannten Grundſätze und heiligen Gefühle vertheidigen hörte, wie die Röthe, die ihre ſonſt bleichen Wangen beym heftigern Reden überzog, ſie ihm doppelt ſchön zu machen ſchien, wie er ihr Recht gab, und als ich, gereitzt durch den Widerſpruch, lebhafter für meine Gründe zu ſtreiten anfing, nun mit einer ſiegenden Gewalt und mit einer Beredſamkeit, der ich, überwunden, nicht überzeugt, weichen mußte, die Sache des Unſinns, den ſie Tugend und Recht nennen, zu vertheidigen begann. O ich hätte vor Zorn vergehen mögen!

Und ſo geht es immer fort. Er liebt ſie mit einem Eigenſinn, einer Treue, einer Verblendung, die ich nicht faſſen kann. Er nennt ihre Unerfahrenheit Unſchuld, ihre Unbeſonnenheit Wahrheit des Herzens, ihren Mangel an Klugheit Zartheit des Gefühls. Selbſt ihr Geſchmack an der großen Welt, ihr Hang zu rauſchenden Ergetzlichkeiten, ſo tief er ſein Gefühl verwun-

kann. Ich entſchuldige die Valſin ſonſt nicht, denn ich finde, daß ein Mann, wie Van der Werth, die Opfer, die ſie ihm bringt, nicht verdient; aber ich begreife ſehr wohl, daß man für ein Weſen, wie — wie ich nun Eines kennen gelernet habe, ſo viel und noch mehr hingeben kann, daß der Gedanke, von einem ſolchen Manne geliebt zu werden, in dieſer Liebe den Zweck und die Abſicht eines ganzen thätigen Lebens zu finden, alle jene vermeinten Übertretungen tauſendfältig vergütet und rechtfertiget. Ich begreife, wie man einem Weſen, das durch Energie des Geiſtes und durch Kraft zur Selbſtverläugnung ſich jedes Opfers von unſerer Seite würdig macht, auch jedes Opfer bringen darf und ſoll, ich begreife, wie man für ſo ein Weſen zu ſterben für leicht halten, und, ſelbſt von ihm getrennt, bloß durch den Gedanken, von ihm geliebt zu werden, noch ſelig ſeyn kann. Ich begreife — o was könnte ich, wenn ich ſo geliebt würde, nicht alles begreifen! Und eben darum haſſe ich dieſe Leonore, ja ich haſſe ſie, und begehre nicht, ein Gefühl zu beſchönigen, das aus der tiefſten Tiefe meines Charakters hervorgeht, und mir unauslöſchlich bleibt. Ihr zum Trotz habe ich auch die Valſin vertheidiget, und meine

Luſt gefunden, ſie durch Scheingründe und Trugſchlüſſe irre zu machen.

Während wir zankten, trat Blum ein; wir trugen ihm unſern Streit vor, ohne die Perſonen zu nennen, die er betraf. O des unſeligen Gedankens! Sie hätten ſehen ſollen, mit welchem Entzücken in dem blitzenden Auge er ſein ſchwaches Mädchen ihre ſogenannten Grundſätze und heiligen Gefühle vertheidigen hörte, wie die Röthe, die ihre ſonſt bleichen Wangen beym heftigern Reden überzog, ſie ihm doppelt ſchön zu machen ſchien, wie er ihr Recht gab, und als ich, gereizt durch den Widerſpruch, lebhafter für meine Gründe zu ſtreiten anfing, nun mit einer ſiegenden Gewalt und mit einer Beredſamkeit, der ich, überwunden, nicht überzeugt, weichen mußte, die Sache des Unſinns, den ſie Tugend und Recht nennen, zu vertheidigen begann. O ich hätte vor Zorn vergehen mögen!

Und ſo geht es immer fort. Er liebt ſie mit einem Eigenſinn, einer Treue, einer Verblendung, die ich nicht faſſen kann. Er nennt ihre Unerfahrenheit Unſchuld, ihre Unbeſonnenheit Wahrheit des Herzens, ihren Mangel an Klugheit Zartheit des Gefühls. Selbſt ihr Geſchmack an der großen Welt, ihr Hang zu rauſchenden Ergetzlichkeiten, ſo tief er ſein Gefühl verwun-

det, so sehr er gegen seine Denkart anstößt, kann ihn nicht vermögen, ihr nur ein Tausendtheilchen der unbegrenzten Achtung und Liebe zu entziehen, mit der er an ihr hängt, und die mir an einem Wesen, wie er ist, nur durch eine einzige Rücksicht begreiflich wird. Er hat sie von seiner Kindheit an gekannt, sie war seine erste, seine einzige Liebe; diese Empfindung ist ihm gleichsam zur Gewohnheit, zur Natur geworden, und er ist überhaupt das, was man eine Gewohnheitsseele nennet. Alte Sitten, hergebrachte Formen, selbst leblose Wesen, die er lange unter gewissen Beziehungen zu sehen und zu denken gewohnt war, wirken auf sein kindlich empfängliches Gemüth, und fesseln es mit einer bewundernswürdigen Macht. Nur so kann ich mir auch seine eigensinnige Vorliebe für ein Geschöpf, das ihrer so wenig werth ist, erklären; und ihr gebührt denn freylich nicht viel mehr Ehre von der Macht, einen so trefflichen Mann so lange zu fesseln, als dem Schranke oder Baum, den er von seiner Kindheit an kannte und liebte, und gewiß nur sehr ungern weggeben oder umhauen lassen würde.

Indessen zieht sich doch selbst über diese eigensinnige Anhänglichkeit ein Gewitter zusammen, das ihr Trotz ihrer Festigkeit den Unter-

gang droht; und dieß Gewitter geht aus Leonorens eigenem Herzen auf. Es heißt Flatterſinn — Treuloſigkeit. Dem wird doch ſelbſt die ſtarke Natur von Blums Liebe nicht widerſtehen können, dagegen wird weder Gewohnheit noch Vorurtheil aushalten. Wenn er erſt entdecket, daß er nicht mehr allein geliebt wird, daß ein anderer dieß Herz, dem er alles aufgeopfert, mit ihm theilt, dann denke ich, wird der unbegreifliche Zauber ſinken, und er wird in ſeiner Heldinn das ſchwache Weib erkennen. Dann verlaſſe ich mich auf die Richtigkeit ſeines Verſtandes, auf die Zartheit ſeiner Gefühle, um die Heilung zu vollenden. Unmöglich wird er das Mädchen noch lieben, das er nicht mehr achten kann, und unmöglich wird er ein Mädchen achten können, die ihm — einen Wallner vorzieht. Ihm dieſe Überzeugung ſo bald als möglich zu verſchaffen, und der lächerlichen Verblendung, die ihn in meinen und aller Welt Augen herabſetzen muß, ein Ende zu machen, ſoll meine Sorge ſeyn. Ich habe Stoff genug in der Hand; und was mir etwa fehlen könnte, wird Leonorens Unbeſonnenheit und Leichtſinn mir reichlich verſchaffen. Leben Sie wohl!

weder die Kraft noch das Recht, Wallnern mit jener entſchiedenen Kälte zu begegnen, die den glimmenden Funken wirkſam löſchen könnte. Während mich dieſe Gedanken ſo tief quälen, und mir manche Stunde verbittern, trägt auf der andern Seite Blums Betragen alles bey, um meine Lage noch peinlicher zu machen. Erſt geſtern hatten wir einen ſehr unangenehmen Auftritt, der mir auch eigentlich jene fatale Entdeckung machen half, und wie ein Blitz die Nacht erhellte, in der ich ſorglos fortging. Du weißt, oder vielleicht weißt du auch nicht, daß man jetzt die Haare auf dem ganzen Kopfe kurz abzuſchneiden, und in kleine Locken zu legen pflegt; auch trägt man, ſtatt der gewöhnlichen Ärmel von dem Stoffe des Kleides, gewirkte Ärmel von weißer oder blaßröthlicher Seide, welche den Arm knapp umſchließen, jede Form mahleriſch bezeichnen, und, mit goldenen Armbändern geziert, der ganzen Figur ein recht Griechiſches Anſehen geben. Die Schöndorf halten die Modejournale von Paris und Weimar. So bald ſie den Kupferſtich von dieſen beyden Moden erhielten, eilten ſie ſogleich, ſich ſolche Anzüge zu beſtellen, und überredeten mich gleichfalls dazu. Ich weigerte mich lange, beſonders vor dem Haarabſchneiden und den rothen Ärmeln; endlich wurden wir ſo

weit eins, daß ich mein Haar behalten und ein Kleid mit weißen Tricots haben ſollte. Den nächſten Geſellſchaftstag wollten wir in unſern neuen Anzügen erſcheinen. Ich wagte es nicht, Blum etwas zu ſagen, und hoffte, der Anblick der viel anſpruchsloſeren weißen Ärmel würde ihn mit der Mode und mit mir wieder ausſöhnen. Ach, es ging alles ganz anders! — Der Nachmittag des geſtrigen Tages kam, mit ihm der Friſeur, welcher den beyden Schweſtern die Köpfe à la Titus zuſtutzen ſollte. Ich ſah eine Weile ungläubig zu; aber als ich ſah, wie die kleinen zierlichen Ringel ſich um Liſettens ſchön geformtes Köpfchen ſo niedlich ſchmiegten, als der Friſeur mich verſicherte, daß man bald gar kein langes Haar mehr tragen, und das lange Geſchleppe als eine unnütze Laſt betrachten würde, als die beyden Schweſtern in mich drangen, ihrem Beyſpiele zu folgen, fing mein Entſchluß an zu wanken. Nun hielt mich nur die Furcht vor Ferdinands Mißfallen. Juliane errieth mich; ſie zog mich auf die Seite, und ſtellte mir vor, daß ich ſelbſt ſehr klein von meinem Freunde denken müßte, wenn ich ihn fähig hielte, über die Form eines Anzuges, der weder frech noch ungeſund, noch in irgend einer Rückſicht tadelhaft genennt werden könnte, mit mir zu zürnen;

„zürnt er aber doch"— ſetzte ſie hinzu, „ja dann — verdient er, daß Sie ſich um ſolche Launen nicht bekümmern, ſondern im Gefühle Ihres Rechtes Ihren Weg fortgehen, und bey gleichgültigen Dingen die Zuſtimmung, die er ihnen verſagt, miſſen lernen." Sie hatte Recht, das fühlte ich; ich ſchwankte nicht mehr, ich hoffte ſogar, Blum würde an der ſchönen Einfachheit des Haarputzes Gefallen finden — und ließ mir denn auch mein Haar verſchneiden und in Locken legen. Ich fand, daß es ſehr gut läßt, und für jemand, der etwas Beſſeres mit ſeiner Zeit zu thun weiß, als lange vor dem Spiegel zu ſtehen, weſentliche Vortheile haben muß. Jetzt kamen die Kleider; aber wie erſchrak ich, als ich auch in dem meinigen rothe Tricots fand! Juliane lachte; ſie hatte mir heimlich den Streich geſpielt. Ich weigerte mich lange, das Kleid anzuziehen. Indeſſen wurde es immer ſpäter; die Geſellſchaft fing an, ſich zu verſammeln, einen andern Anzug hatte ich, im Vertrauen auf dieſen, nicht bereiten laſſen, ich mußte alſo wohl den bittern Entſchluß faſſen, und mich in dieſem vor Blum zeigen. Aber ich nahm mir vor, ihm alles zu erzählen und mich zu entſchuldigen. Wir kleideten uns an; und ich muß dir geſtehen, daß wir alle drey ſehr gut ausſahen, wie denn überhaupt eine halbweg gute Bil-

dung bey der jetzigen Mode sehr ihre Rechnung findet. Als wir in's Besuchzimmer traten, wandten sich alle Augen auf uns. Die Mode war noch neu, und hier nicht viel gesehen worden; man umringte uns, man überhäufte uns mit Schmeicheleyen. Jetzt kam Blum; er eilte wie gewöhnlich auf mich zu. Du weißt, er sieht nicht gut in die Ferne. Plötzlich blieb er stehen — jetzt hat er mich ganz erblickt — er warf einen scharfen Blick auf mich — verneigte sich fremd und kalt — wandte sich um, und sprach kein Wort mit mir. Ich war außerordentlich verlegen; denn mehrere aus der Gesellschaft hatten dieß Betragen bemerkt, und da sie unsere Verhältnisse kennen, wußten sie's zu meiner Beschämung zu deuten. Am meisten ärgerte mich's, daß Juliane es gesehen hatte. Sie kam sogleich mit jenem höhnischen Lächeln auf mich zu, das ihr so ganz eigen ist, und Trotz ihrer Schönheit sie in meinen Augen sehr entstellt. „Und werden Sie das dulden?" zischelte sie mir in's Ohr. „Ist das das Betragen eines wahren Freundes, eines zärtlichen Liebhabers? Könnte sich wohl ein Haustyrann anders betragen? Nein, fürwahr, Lorchen! wenn Sie das so hingehen lassen: so schmieden Sie sich selbst Ketten, über die Sie einst bitter seufzen werden." Heute, da ich diesen Wor-

ten mit mehr Ruhe nachdenke, sehe ich wohl ein, daß Julianens herrschsüchtiger Charakter sie da Anmaßungen fürchten ließ, wo ich nur die Wirkung zu strenger Begriffe von Sittsamkeit finde; aber in dem Augenblicke, wo sie mir's sagte, noch ganz in Gefühle des beschämenden Auftrittes verloren, dienten sie dazu, meinen ganzen Unwillen gegen Ferdinanden anzufachen, und ich nahm mir vor, mein Recht kalt und entschlossen zu behaupten. Das Gespräch wurde wieder allgemein. Blum hatte sich unvermerkt dem Kreise genähert, der uns umgab; die Herren erschöpften sich in Lobpreisungen der Griechischen Moden, und ein schaler junger Mensch war einfältig genug, zu sagen, daß doch weder Franzosen noch Engländer es mit den Griechen in der Erfindung schöner Moden aufnehmen könnten, und daß er sich nur wundere, warum man keine Modejournale aus Illyrien oder der Türkey hätte, er würde sonst gleich darauf pränumeriren. Diese Albernheit machte alle lachen; nur Blum blieb ernst und sagte mit einem äußerst kalten, beynahe verächtlichen Tone: „Glauben Sie denn, daß die alten Griechen das Ding kannten, das wir jetzt mit dem Nahmen Mode bezeichnen? Klima, Lebensart und Sitte bestimmten ihren Anzug, wie es bey vernünftigen Menschen immer

seyn sollte, und nicht dem allen zum Trotze die Launen der Putzhändlerinnen und Schneider, wie bey uns." Nun mischten sich andere in den Streit, der bald lebhafter wurde. Blum stand allein gegen die Vertheidiger der Grâcomanie, und es wurde seinen überlegenen Kenntnissen leicht, sie alle bald zum Schweigen zu bringen. Das war mir nicht recht; ich mischte mich also auch in's Gespräch und sagte: „Da es bey Sachen des Geschmacks so schwer sey, ein allgemein gültiges Urtheil zu fällen, indem bey jeder Nation die Begriffe von Schön und Häßlich conventionell wären, so thäten wir doch wohl daran, in solchen Fällen die Gebräuche der geschmackvollsten und gebildetsten Nation der Erde als Richtschnur anzunehmen." Das sagte ich so hingeworfen und so kalt als möglich. Blum hatte mich doch verstanden. Ich sah ihn verstohlen an, ich sah eine hohe Röthe über seine Wangen fliegen; er schwieg einen Augenblick, dann war er sogleich gefaßt, und antwortete mit einem äußerst schneidenden Tone: „Nun so werden unsere Mädchen auch bald öffentlich unbekleidet tanzen; denn das thaten die Spartanerinnen, und das waren auch Griechinnen." Überhaupt sehe ich, daß man bereits anfängt, sich dieser Mode zu nähern. „Er warf einen unmerklichen Blick, den ich aber nur zu wohl

ſah, auf meinen entblößten Nacken und meine Arme, verbeugte ſich mit halb ſpöttiſchem Lächeln gegen den ganzen Zirkel, und ging zu den Spieltiſchen. Da ſtand ich nun ſtumm und verlegen, und wußte nichts vorzubringen. Den Meiſten aus der Geſellſchaft ging es auch ſo, ein paar ſahen recht dumm aus, um Julianens Lippen ſchwebte jenes verwünſchte Lächeln; ich war im Begriff, etwas vielleicht ſehr Albernes zu ſagen. Da trat zu meinem Glücke, und recht um mich aus dieſem Fegfeuer der Beſchämung zu erlöſen, Wallner herein. O wie ſo ganz anders war ſein Betragen gegen Blums! er grüßte mich, und ſein Blick blieb mit ſichtbarem Gefallen, das ſich in einem feinen Lächeln zeigte, auf meiner Geſtalt hängen. Aber kaum daß wir ein paar Worte gewechſelt hatten, bemerkte ich, daß er nachdenkend wurde; ſein Blick ſchien ſich zu verdüſtern, nur zuweilen heftete er ihn brennend und gleichſam ſcheu auf mich, und ließ ihn ſinken, ſo oft ihn mein Auge traf. Sein Tiefſinn nahm ſichtbar zu, ſo, daß Liſette ihn ſcherzend darüber aufzog; er läugnete es ihr gerade zu ab, und man ſah, daß er ſich Mühe gab, munterer zu ſcheinen. Eine Weile darauf fragte ich ihn allein und recht liebreich, ob er Kummer hätte. Er ſchwieg; dann heftete er ſein düſter brennendes

Auge auf mich, dann schlug er es wieder zu Boden. Ich fragte ihn noch ein Mahl. Ach! rief er endlich aus: „Warum sind Sie so reitzend! Ist es nicht grausam, einem Unglücklichen ein Gut in aller seiner Liebenswürdigkeit zu zeigen, dem er auf ewig entsagen muß?" Nun war die Reihe zu schweigen an mir. Ich erröthete bis in die Haare, das fühlte ich. Er hatte meine Hand gefaßt; ich hatte doch so viel Besinnung, sie ihm zu entziehen. „Baron Wallner!" stotterte ich endlich, „wirklich, eine solche Antwort hätte ich nicht vermuthet, sonst —" In dem Augenblicke hüpfte Lisette heran, und riß mich, zu meiner größten Freude, aus der schrecklichen Verlegenheit. Ich war verstimmt. Wallners stille Trauer, und dann doch die Kühnheit seiner Antwort, sein folgendes bescheidenes, fast scheues Betragen, Blums Unart und Hofmeisterey, alles machte mich tiefsinnig, ärgerlich. Blum hoffte ich doch wenigstens beym Abschiede noch ein Mahl zu sehen, und meinen Verweis anzubringen; aber wie ich mich nach ihm umsah, war er verschwunden. Ich fragte Julianen um ihn. Er ist erst fortgegangen, sagte sie; er näherte sich Ihnen, als Sie allein mit mir und Wallnern eifrig sprachen. Sie sahen ihn nicht gleich, und das wird den gebiethenden Herrn verdrossen haben; denn er drehte sich rasch um,

und ging zur Thür hinaus. Ich wurde noch verdrießlicher. Nach dem Soupér nahm mich Frau von Schöndorf bey Seite, und redete ernstlich wegen Blum mit mir. Sie sagte mir, daß sein sonderbares Betragen ihn, und durch ihn mich lächerlich machen müßte, daß sehr viele von der Gesellschaft seine schneidenden Anmerkungen über unsern Anzug gehört, und seinen Trotz, seinen Unwillen gegen mich bemerkt hätten, daß dieß nicht die Art sey, wie man einem Frauenzimmer, das man liebe, seine Mißbilligung zu erkennen geben müßte, und kurz, daß ich das nicht leiden sollte. Ich war beschämt, verstimmt, antwortete ihr ziemlich kurz und so, daß sie sehen konnte, mir sey mit dieser Einmengung in meine Angelegenheiten nicht gedient; aber der unangenehme Eindruck, den diese Scene in meinem Gemüthe zurück gelassen hatte, das bittere Nachdenken über die immer wachsenden Mißverständnisse zwischen Ferdinand und mir, die Entdeckung, die ich an Wallnern gemacht hatte, raubten mir den Schlaf, bis spät, als schon der Tag zu grauen anfing, ein matter Schlummer meine Augen schloß. Noch habe ich Ferdinanden nicht gesehen. Ich zittere vor seinem Besuche, auf den ich mich sonst gefreuet hatte. Ach, Thereſe! was ist aus mir geworden? was wird noch werden? Ich bin abge-

ſpannt, übel gelaunt, ängſtlich, mit mir ſelber uneins. Wo iſt der ſüße Friede hin, der mich einſt beſeligte! Ach, mich haben des Lebens Wellen ergriffen, und von dem ſtillen Ufer weggeriſſen, wo ich in dunkler Einſamkeit lebte. Und doch kann ich mich nicht zurückwünſchen in jene Zeit; doch gefällt es mir in dem raſchen Treiben und Wirken, das mich umgibt. Thereſe, ich weiß ſelbſt nicht, was ich will; aber das weiß ich, daß, wie ruhig oder ſtürmiſch auch mein Leben ſeyn mag, meine Liebe zu dir doch nie wanken wird.

Vierzehnter Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 26. October 1797.

Das geht nicht so fort, Ludwig, es ist nicht möglich; ich kann es nicht länger mehr aushalten. Wenn Leonore diesem tollen Leben nicht entsagen kann oder will, wenn sie sich in der bunten Narrenwelt, die sie umgaukelt, immerfort so wohl gefällt, wenn andere neuere Eindrücke so mächtig auf ihr Herz wirken, daß die alten kaum mehr bemerkt werden — was soll ich, was kann ich für meine Liebe, für das Glück meines Lebens hoffen? Wenn du sie jetzt sehen solltest, Ludwig, du würdest staunen, du würdest es nicht glauben, daß dieß das Mädchen sey, das so still, so ganz nur für das häusliche Leben in dem Hause ihrer Mutter heranwuchs. Oft kann ich es selbst nicht glauben. Ich sehe sie an, ich betrachte mit Erstaunen diese lockend gekleidete Griechische Nymphe in dem an-

schmiegenden Gewande, mit dem entblößten Nacken, den verrätherisch verhüllten Armen, wie sie sich alle Eleganz und Feinheit der großen Welt eigen gemacht hat, und sich leicht und fröhlich in dem bunten Schwarme bewegt, der sie umgibt. Ich vergleiche sie mit der sittsamen anspruchlosen Gestalt, die in zierlicher, aber einfacher Kleidung züchtig verhüllt, im Hause ihrer Mutter beglückend und beglückt, wie ein milder Genius, waltete, und ich kann mich manches Mahl kaum überreden, daß es dieselbe Person sey, oder begreifen, wie es möglich ist, in so kurzer Zeit sein Äußeres so gänzlich zu ändern. Und doch war und blieb ihr schönes Herz, die edle Einfalt ihres Geistes, die Wahrheit ihres Gemüthes noch immer dieselbe, und dieser anziehende Contrast ihres Innern mit ihren äußern Umgebungen macht sie in demselben Augenblicke, da ich mit ihr zürnen, da ich ihr ernste Vorwürfe machen sollte, mir wieder doppelt liebenswürdig und gefährlich. Es ist ein Hirtenmädchen in königlicher Kleidung, eine seltene, eine unendlich reitzende Erscheinung in dieser so gehaltlosen, schalen Welt. Aber wie lange, wie lange darf ich hoffen, daß dieser Contrast dauern kann? Werden nicht die Umgebungen, das Beyspiel, die Verführung mit

ſtiller aber ſicherer Gewalt auf ſie wirken? wird nicht endlich auch ihr Inneres ſich nach ihrem Äußern formen, das Leben, das für ſie ſo viel Reitz hat, endlich auch ihre Grundſätze beſtechen, und die ſchöne Wahrheit ihres Charakters in dem Strudel von Falſchheit, Lüge und Armſeligkeit zu Grunde gehen? Alles, was ich anwende, um ſie zurück zu ziehen, zu retten, iſt vergeblich. Sie ſieht keine Gefahr, und zittert darum vor keiner; ihr reines Herz iſt ihr Bürge für die Sittlichkeit ihrer Handlungsweiſe, und meine Furcht, mein Beſorgniß nennet ſie übertrieben, ſchwärmeriſch, und verſichert mich, ich würde ſie endlich eben ſo verlieren, wie ſie ihre unrichtigen Vorſtellungen von der großen Welt verloren habe. Ach! dieſe ſchuldloſe Seele in ihrer weiblichen Beſchränktheit kennet die empörenden Erfahrungen nicht, die der Mann auf Reiſen und überhaupt in der Welt unter allen Ständen und Lebensarten der Menſchen zu machen gezwungen iſt. Du weißt, was ich dir über dieſen Punct geſchrieben und erzählt habe. Ich habe die ſogenannte ſchöne Welt auf einer ſehr häßlichen Seite kennen gelernt, auf einer Seite, die meinen tief gewurzelten Haß gegen ſie befeſtigte und rechtfertigte. Empört und erſchreckt von dieſen grellen

Bildern, nahm ich mir vor, mit Leonoren in die Einsamkeit eines stillen unbemerkten Lebens zu flüchten, dort nur ihr, meinen Kindern, meinen Freunden zu leben, und jede Berührung, jede Gemeinschaft mit einem lasterhaften Geschlechte zu meiden. So dachte ich, so entwarf ich reitzende Plane für die Zukunft, und nun — finde ich Leonoren mitten in diesem Strudel, von dem ich sie ewig entfernen wollte, finde sie mit Lust, mit Wohlgefallen darin, und muß vielleicht jede Hoffnung aufgeben, sie daraus zu reissen! Was kann ich nun für meine Entwürfe hoffen? Wird Leonore, nachdem sie die Zerstreuungen, den Glanz der großen Welt kennen gelernt hat, sich entschließen, ein so einförmiges Leben zu führen? Wird das stille Glück, das ich ihr anzubiethen habe, dieß häusliche Leben, nur von Familiensorgen und unbemerkten Freuden gewürzt, ihren verwöhnten Geschmack nicht anekeln? O meine Plane, meine Hoffnungen! Was ist der Mensch, daß er sich vermißt, einen Entwurf auch nur für den künftigen Tag zu machen!

Ludwig, Ludwig! es ist noch mehr als dieß, was mich tief bekümmert, und manches Mahl alle Aussichten für die Zukunft in finstere Nacht hüllt. Jener Wallner, von dem ich dir schon

geſchrieben habe, nähert ſich Leonoren täglich mehr und mehr; was ich fürchtete, was ich niemand, kaum mir ſelbſt, zu geſtehen wagte, iſt in Erfüllung gegangen. Er liebt ſie — oder ſcheint ſie wenigſtens zu lieben, und ſpielt, da er unſere Verhältniſſe kennet, den ehrerbiethigen unglücklichen Liebhaber mit einer Wahrheit und Feinheit, die mich ſelbſt, da ich Leonorens Vorzüge ſo wohl kenne, ſehr oft verleitet, zu glauben, es ſey Natur und nicht Rolle. Überhaupt iſt es ſehr möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß er ſie wirklich liebe; nur die Art, wie dieſer feine Weltmann ſeine Liebe äußert, dieſes ſentimentale ſchüchterne Weſen, das ſolchen Menſchen ſo ganz fremd iſt, macht mir die Sache verdächtig; und wo die Form erkünſtelt iſt, könnte es da der Stoff nicht auch ſeyn? Dieſer Gedanke kommt aber nie in Leonorens Seele, das ſehe ich wohl; ſie fühlt reines, ach manches Mahl nur zu zärtliches Mitleid mit ihm, und dieß gefährliche Gefühl untergräbt leiſe, aber wirkſam, alle meine Hoffnungen. Sie behandelt ihn mit einer ſo zarten Schonung, mit einer ſo milden Achtung, daß ich oft darüber verzweifeln möchte. Ich ſtehe darneben, ich muß es mit anſehen, und darf und kann ihr nicht einmahl Vorwürfe darüber ma-

chen. Mein Verdacht ist vielleicht ein Kind der Eifersucht; ich kann Wallnern Unrecht thun, da ich ihn viel zu wenig kenne, um zu beurtheilen, ob sein Betragen wirklich aus seinem Herzen kommt. Wie könnte ich, ohne zu erröthen, ohne mich vor mir selbst zu schämen, hingehen, und Leonoren diesen Verdacht einflößen?— So stehen nun die Sachen zwischen uns, und du siehst, Ludwig, wie peinlich dieser Zustand ist, den nichts ändern kann, als Leonorens freywillige Entfernung aus diesem unseligen Hause, das ich jedes Mahl aus mehr als einer Ursache mit Widerwillen betrete. Nicht bloß Leonorens veränderte Denkart und Wallners Bewerbung um sie, es ist noch etwas anders, das mich gewaltsam von diesem Hause entfernet, und mein ganzes Wesen dagegen empört. Ich habe dir vielleicht schon von der ältern Tochter geschrieben. Juliane ist schön, sie hat Verstand, Würde, Kenntnisse, Welttton; aber mit allem dem wird es ihr nie gelingen, Leidenschaft einzuflößen, denn sie ist nicht liebenswürdig. Ein kaltes abgemessenes Betragen und eine sonderbare Denkungsart über die wichtigsten Gegenstände der menschlichen Wünsche und ihre Verhältnisse machen sie zugleich interessant und abstoßend. Sie hat Grundsätze und

Festigkeit, ihnen zu folgen, möge auch der Weg, der dazu führt, über das Glück ihrer Nebenmenschen hingehen. Sie wird von hundert Gecken, die ihre Schönheit und ihr Reichthum locken, umflattert. Kalt und ungerührt nimmt sie ihre Huldigungen an, als einen schuldigen Tribut, und sie dienen ihr nur dazu, ihre Verachtung gegen das menschliche, vorzüglich aber gegen unser Geschlecht zu bestärken. Ich fühlte mich daher sehr angenehm überrascht, als ich mich, von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an, von diesem seltenen Mädchen mit einer Achtung behandelt sah, deren sich sonst kein anderes Wesen, selbst ihre Ältern nicht rühmen konnten. Ich erwiederte dieß Gefühl um so viel lieber, da ihr Charakter, Trotz seiner grellen Züge, viel Schätzbares hat, und auch Leonore schien sich in dem Gedanken zu gefallen, daß ihr Freund von diesem wunderbaren Geschöpfe freundlich ausgezeichnet wurde. So ging es eine Weile recht gut fort; ich unterhielt mich gern und viel mit Julianen, da ihr gebildeter Verstand, ihre Kenntnisse und ihre sonderbare Ansicht der Dinge mich angenehm beschäftigten. Oft, wenn Leonore (was leider nicht selten geschieht) nicht zu Hause war, oder wenn sie Abends am Claviere saß, sprach Juliane stundenweise mit

mir, und, Ludwig — ich bin kein Geck, mir iſt ein eitler Mann höchſt verächtlich, du wirſt mich nicht mißverſtehen, mich keiner Lächerlichkeit zeihen, — ich fühlte endlich, ich mußte wohl fühlen, was ich außer dir niemanden auf der Welt, ſelbſt Leonoren nicht entdecken darf — daß Juliane einer Empfindung Raum gab, die mehr als Achtung war. — Jetzt iſt ſie meine unverſöhnliche Feindinn. Sie behandelt mich zwar äußerlich mit kalter Höflichkeit, aber ſie haßt mich und Leonoren, das ſehe ich nur zu wohl, beſonders da dieſe Julianen gerade in allen den Dingen, die ein Weib unwiderſtehlich machen, weit übertrifft. Unter dieſen Umſtänden iſt jeder Beſuch, den ich dort mache, ein wahres Opfer, das nur die Freude, Leonoren zu ſehen, vergüten kann.

Weißt du wohl, daß mich meine Tante Leſſert ſehr gütig eingeladen hat? Ich ging hin, wie ſich's verſteht, obwohl nach den Mißverſtändniſſen, die zwiſchen uns gewaltet hatten, dieſe Einladung mir fremd und nicht ſehr angenehm war. Aber ich fand zu meinem Vergnügen mich ganz in meiner Erwartung betrogen. Ich wurde von der Mutter als Neffe, als Sohn, kann ich ſagen, von Babetten als Bruder aufgenommen und behandelt. Das Mädchen hat ſich

zu ihrem Vortheile verändert, sie ist sehr hübsch geworden, obwohl ich nicht sagen könnte, daß diese Art von Schönheit mir interessant wäre. Sie ist, was man ein Dosenstückchen nennt, und der Ausdruck ihrer, übrigens angenehmen, Züge gefällt mir nicht sonderlich. Indessen hat sie ein gutmüthiges, munteres Wesen, das mich aufheitert und zerstreut. Von dem, was einst vorgefallen war, von allen alten Planen und Projecten war gar keine Rede mehr, selbst die entferntsten Beziehungen wurden mit Schonung vermieden, und mein Herz weiß ihnen warmen Dank dafür. Mir ist wohl in diesem Hause; ich fühle mich nicht so fremd, als sonst überall, und in meiner jetzigen Lage hat dieses Verhältniß doppelten Werth für mein wundes, krankes Herz. Es bedarf freundlicher Behandlung, herzliches Wohlwollens; und das finde ich im Hause meiner Verwandten, und bitte ihnen im Stillen mit wahrer Reue alles das Unrecht ab, das ich ihnen durch meine falschen Vorstellungen so lange Zeit that. Zu meiner Schwester komme ich selten. Sie konnte mir meine Liebe für Leonoren nie verzeihen, und der Triumph, den ihr Leonorens Betragen gegen Wallner und mich zu gewähren scheint, ist zu süß für sie, als daß sie mir ihn nicht ziemlich unschwesterlich bey

jeder Gelegenheit fühlen laſſen ſollte. Sie iſt auf's genaueſte von allem unterrichtet, was bey Schöndorf vorgeht, obgleich ſie nie in das Haus kommt; aber du weißt, es war von jeher das Ziel ihres raſtloſen Strebens, alles zu erfahren, was andere Leute thun, und da ſie nur zu viel Geiſtesſchweſtern hat, ſo kann es ihr nicht fehlen, die Nachrichten und Neuigkeiten aus der ganzen Stadt zuſammen zu bringen, ganz ſo falſch und entſtellt, wie der Ruf durch den Mund klatſchhafter Weiber die Begebenheiten zu verbreiten pflegt. Mich peinigt dieſe Allwiſſenheit ganz unausſprechlich, um ſo mehr, da ſie gemeiniglich ganz falſch berichtet iſt, und nur höchſtens der Stoff, nie aber die Form ihrer Geſchichten wahr iſt, und da ihre Abneigung gegen Leonoren, und die Freude, Recht zu haben, ſie, vielleicht ihr ſelbſt unbewußt, zu kleinen Verdrehungen und Zuſätzen verleitet. Um ſo lieber bin ich bey Leſſert, wo Leonorens nie oder mit Achtung erwähnt, und überhaupt ein Betragen beobachtet wird, das mir unendlich wohl thut. Aber ich ſehe, daß ich fürchterlich viel geſchrieben habe, wenn du nur nicht ſo müde vom Leſen wirſt, als ich es ſchon vom Schreiben bin. Doch es iſt Bedürfniß meiner Seele, mit dir zu reden, und was im mündli-

chen Gespräche geschieht, thut auch das schriftliche; ich habe mich ruhiger, heiterer geschrieben, wie ich mich sonst ruhiger glaubte, wenn ich dir mein volles Herz im Gespräche ausgießen konnte. Lebe wohl!

Funfzehnter Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 6. Nov. 1797.

Ich habe einen peinlichen Auftritt mit Blum gehabt, eine Erklärung, die keines von uns beyden zufrieden ſtellte. Er hat mir ſanfte, aber ſehr eindringende Vorwürfe gemacht; ich ſuchte mich zu vertheidigen, und mein offenbares Recht zu behaupten; er wurde bitter, ich heftig, und endlich brach ich in Thränen aus. Er erſchrak, er ſuchte mich zu beſänftigen — aber wie beſchämend! ſo wie man ein Kind beſchwichtigt, das über ein zerbrochenes Spielzeug weinet, voll Gefühl ſeines Rechtes, voll erniedrigender Herablaſſung zu meiner Schwäche! O meine Thereſe! iſt das noch Ferdinand? Bin ich noch Lorchen, die einſt keine Gedanken, keinen Wunſch hegte, der nicht volle eintönende Antwort in des andern Herzen fand? Er hat ſo viel an mir zu tadeln, meinen Geſchmack, meinen Umgang,

meine Gefühle. Sollte das ein Mann, der innig liebt? Sollte nur er Luchsaugen für Fehler haben, die außer ihm niemand bemerkt? Wallner tadelt mich auch zuweilen; aber sein Tadel trifft nur Verstöße gegen gesellschaftliche Formen. Das, was eigentlich meine Persönlichkeit ausmacht, meine Denkart, meine Empfindungsweise, ist ihm ganz recht, ja ich sehe, daß er sie schätzt.. Ach, Thereſe, es wird mir immer deutlicher, immer gewisser! Er ist seit einiger Zeit, besonders aber seit jenem Abend, ganz verändert; er ist still, in sich gekehrt, einsylbig, finster geworden. Er vermeidet mich, er spricht wenig, am wenigsten mit mir, ist in Gedanken verloren, und ermannt sich nur zuweilen, wenn ihn jemand anspricht; dann scheint er wie aus einem Traume zu erwachen, und gibt sich Mühe, heiter zu scheinen. Plötzlich verfällt er in eine ausgelassene Lustigkeit, die ihm sonst eben so fremd ist, als jener Tiefsinn, singt, lacht, scherzt, und ein Blick, den er auf mich wirft, ein Wort, das ich spreche, versenkt ihn augenblicklich wieder in jene Schwermuth. Sprich, was soll ich thun? wie soll ich mich gegen ihn benehmen? Nur erst gestern kam er nach Tische zu dem Sohn vom Hause, mit dem er zuweilen Geschäfte hat. Schöndorf war nicht zu Hau-

se, Wallner mußte warten; wir waren alle ausgefahren, etwas einzukaufen. Wie wir nach Hause kommen, und in's Besuchzimmer treten, wo mein Fortepiano steht, finden wir Wallnern, der uns nicht hört, nicht sieht, am Fortepiano sitzen, und sein Gesicht in den verschränkten Armen verbergen. Ich erschrak, wie ich ihn so sah. Juliane trat zu ihm, klopfte ihn auf die Schulter; und als er erstaunt auffuhr, rief sie: „Guten Morgen, Baron Wallner! wie hat das Nachmittagsschläfchen geschmeckt?" Er war verlegen, er entschuldigte seine Stellung mit heftigen Kopfschmerzen, und sah dabey so bleich und trübe aus, daß es ihm die Gesellschaft gern glaubte. Er entfernte sich auch, so bald es der Anstand zuließ, unter dem Vorwande, zu sehen, ob Heinrich schon zu Hause sey. Als er fort war, und jedes in sein Zimmer gegangen war, ging ich noch ein Mahl an mein Fortepiano, um zu sehen, was er da gemacht hatte. Auf dem Pulte lag eine von meinen Arien, die vorher nicht da gelegen hatte, aufgeschlagen, nähmlich die aus Salieri's Ciffra:

Sola e mesta fra tormenti
Passeró languendo gli anni
E faro de mieî lamenti
Campi e selve risuonar

Ah perchè spietato amore
Nell mio cuor entrasti mai
Perchè vidi i cari rai
Onde appresi a sospirar!

Wallner hatte ſie zur Hälfte geſpielt, und war dann wahrſcheinlich in jene Träumereyen verſunken.

Was denkſt du von dieſer Scene? Und wie ſoll ich mich wohl gegen einen Mann betragen, der mich zu lieben ſcheint, ohne es zu geſtehen, der mich mit mehr Intereſſe behandelt, als ich, die Geliebte eines Andern, vielleicht geſtatten ſollte, und doch wieder mit zu viel Beſcheidenheit, als daß ich die Waffen, welche Vernunft und Redlichkeit mir nach einer Erklärung in die Hand geben würden, gegen ihn brauchen könnte. Geſtehe, Thereſe, daß mein Verhältniß zu ihm ſonderbar, aber wahrlich ſehr zart und oft peinlich für mich iſt. Ach, was drohen mir hier von Blums Seite für Stürme, wenn er erſt Wallners Betragen genauer bemerken, und die Empfindungen darin finden wird, welche ſeinem ſcharfen Blicke unmöglich lange mehr entgehen können!

Was ſoll ich dann thun? Wie ſoll ich Blums allzu argwöhniſche Liebe, und Wallners ſtille trauernde Empfindung ohne peinliche Auftritte

von einer oder der andern Seite auseinander zu bringen ſuchen? O, dieſe drückenden Beſorgniſſe, dieſe Zweifel ſtören oft meinen Schlummer, und beſchäftigen meine ganze Seele!

Um mir noch mehr Verdruß zu machen, habe ich ſeit einiger Zeit bemerkt, daß eine Frau, für deren Geiſt und Herz ich bisher die reinſte Achtung hatte, eine Frau, deren liebenswürdiges Betragen in der Welt, deren häusliche Tugenden ich Thörinn mir oft zum Muſter dargeſtellt hatte, mit einem Worte, Frau von Valſin, ſich einer Schwachheit ſchuldig macht, die ich nach meinen Begriffen keinem Weibe, am wenigſten aber einer Frau von Kenntniſſen und gebildetem Geiſte verzeihen kann. Daß ſie ihren Mann, der um dreyßig Jahre älter iſt als ſie, der ſie an den Vergnügungen der Jugend und der großen Welt nur ſehr ungern Antheil nehmen läßt, der durch ſeine böſe Laune ihr häusliches Leben verbittert, nicht lieben kann, das begreife ich wohl, und ſchätzte bey der Kenntniß ihrer Lage bisher recht innig die gute Art, mit der ſie öffentlich und in ihrem Hauſe den mürriſchen Alten zu behandeln pflegte. Aber daß ſie ſich für die traurigen Stunden, die er ihr macht, durch ein Verhältniß mit einem junge Manne, dem Grafen Van der Werth, zu entſchädigen

ſucht, daß ſie die Gefühle, für die nun freylich ihr Mann keinen Sinn hat, einem Fremden weiht, daß ſie den Schwur verletzt, den ſie feyerlich am Altare ablegte, das kann ich ihr nicht verzeihen, denn ich halte es für pflichtwidrig; und die Welt mag noch ſo gleichgültig darüber hinſehen, ich finde jedes ſolche oder ähnliche Verhältniß höchſt ſelten zu entſchuldigen, aber in keinem Falle zu rechtfertigen. Zwar bin ich, ſo wie die Valſin bisher mir erſchienen iſt, beynahe überzeugt, daß ihre Neigung zu Van der Werth immer in den Schranken des Anſtandes und der Tugend bleiben wird, daß ſie nicht fähig iſt, einen Fehltritt zu thun, oder was noch niedriger wäre, Geſchenke von ihrem Geliebten anzunehmen. Die Welt aber, die nur nach dem Scheine richtet, urtheilet nicht ſo ſchonend; und obwohl ſie in ihrer Gleichgültigkeit gegen ſolche Verbindungen ſie nicht mit dem Widerwillen betrachtet, mit dem ich oder du ſie anſehen, ſo macht doch ſelbſt dieſe Gleichgültigkeit, daß ſie ſich nicht die Mühe gibt, feine Unterſcheidungen zu machen, und Bedürfniſſe des Herzens von niedriger Wolluſt oder verächtlicher Speculation zu unterſcheiden.

C'est une femme, qui a une intrigue, heißt es, und ſo wird die gute edle Valſin ohne Rückſicht auf ihre Lage, ohne Schonung für die

feineren Bedürfniſſe eines gebildeten Geiſtes und Herzens mit dem Troße der ſogenannten galanten Weiber vermengt. Bey dieſen Verhältniſſen iſt es mir doppelt unangenehm, daß Frau von Valſin mich mit ſo vieler Güte und Auszeichnung behandelt. Ich muß jede Woche einen oder zwey Abende bey ihr zubringen, oft bey ihr ſpeiſen, ſie in's Theater, auf Spaziergänge begleiten u. ſ. w. Es iſt wahr, ich fühle mich nirgends ſo unterhalten, wie bey ihr, Geiſt und Geſchmack finden da ihre volle Rechnung, und ihr Umgang iſt eben ſo liebenswürdig als unterrichtend; aber es iſt mir unbehaglich, jenes Verhältniß mit Van der Werth bemerken zu müſſen, das ich nun einmahl nicht billigen kann, und doch nicht tadeln darf, es iſt mir peinlich, mit ihr öffentlich zu erſcheinen, wenn Van der Werth dabey iſt, und das iſt ſehr oft. Wenn es mir nur gelänge, einmahl recht herzlich mit dieſer ſonſt ſo liebenswürdigen Frau zu ſprechen! Glaubſt du nicht, Schweſter, daß eine Erklärung von meiner Seite über die Art, wie dieſe Verhältniſſe mir erſcheinen, und vielleicht eine recht feyerliche, ſchweſterliche, treue Aufforderung, ganz ihren Pflichten zu leben, in ihrer ſtrengſten Erfüllung allein ihr Glück zu ſuchen, und nicht allein tugendhaft zu ſeyn, ſondern es auch zu ſcheinen, Eindruck auf ihr ge-

wiß unverdorbenes Herz machen, und vielleicht geſegnete Folgen haben würde? Ach, ich habe mich oft ſchon im Stillen an dieſen Gedanken geweidet, ich habe auch ſchon ein paar Mahl, wenn ich mit ihr allein war, leiſe auf den Anfang eines ſolchen Geſpräches hin geſpielt; aber es iſt, als ahndete ſie, wo ich hinaus will, ſie weiß jederzeit meinen Plan zu vereiteln, und ihr gewandter Geiſt entſchlüpft mir, ſo bald ich ſie irgend wo feſt halten will. Ich ſpräche ſehr gern mit Blum darüber; aber ich wage es nicht, mein Verhältniß zu dieſer Frau zu berühren, und von ihrer Verbindung zu ſprechen. Er denkt noch viel ſtrenger als ich, ja ſtrenger, als Vernunft und Tugend fordern. Seine Ideen von der Verderbtheit der Welt grenzen an Pedanterey; er würde ſich ereifern, ſie in Eine Claſſe mit den verworfenen Weibern ſetzen, er würde meinen Umgang mit ihr verdammen, meine Plane für abenteuerlich halten, und mich vielleicht bey unſerer Liebe beſchwören, nicht mehr mit ihr umzugehen. Dann müßte ich ihm entweder gerade zu Trotz biethen, und dadurch — ach Thereſe! meine Seele ſchaudert vor dem Gedanken — dadurch ſeiner Liebe entſagen, oder ich müßte ſeine Bitte erfüllen. Das will ich auch nicht; ich will mir den Genuß, den ſie und ihre Geſellſchaften

mir gewähren, die wahre Schwelgerey für meinen Geiſt und Geſchmack nicht durch ängſtliche Furcht rauben laſſen, und überhaupt Blum nicht gewöhnen, ſolche Opfer, die meine Vernunft nicht gut heißt, von mir zu fordern und zu erhalten. Vielleicht zeigt ſich einſt unverhofft ein Mittel, alle dieſe feindlichen Kräfte zu vereinigen, und den Knoten meines Schickſals, der ſich immer feſter zuſammen zu ziehen ſcheint, freundlich zu löſen. Dieſe Hoffnung ſoll mich halten, Thereſe, und mir Muth und Heiterkeit geben, die drückenden Bande vielfach verſchlungener Verhältniſſe leicht und gelaſſen zu ertragen.

Sechzehnter Brief.

Baron Wallner an den Grafen Feldern.

* * * den 15. Nov. 1797.

„Ein Brief von Wallner! welches Wunder!" höre ich dich rufen, indem der Kammerdiener dir das Paket, das der Bothe gebracht hat, überreicht, und dir, unter dem Haufen so vieler andern Geschäfts- und Liebesbriefe, die Schrift oder vielmehr das Gekritzel deines alten Freundes in die Hand fällt; „und so dick, so ausführlich!" fährst du fort, und kannst die seltene Erscheinung nicht begreifen. Nun jetzt lebt Wallner nicht mehr lange! Er wohl nicht, mein Freund, aber seine Freyheit, dieß beste Geschenk des Himmels, das er nun durch lange sechs und dreyßig Jahre so getreu und heilig verwahrt hat, ist im Begriff zu sterben. „Was Teufel!" fährst du auf, „sind deine Schulden so viel geworden, daß du in engere Gewahrsam wandern mußt? haben sich die lange hingehaltenen Handwerks- und

Kaufleute nicht mehr länger bedeuten laſſen? und ſind dein Schneider, dein Tapezier, dein Galanteriehändler endlich grob und bürgerlich genug geworden, um dem gnädigen Herrn Baron nichts mehr zu borgen, und ihr Geld mit Gewalt zu fordern? Armer Wallner! wahrhaftig, du dauerſt mich; und wäre ich nur nicht die Zeit her im Spiele ſo ſchrecklich unglücklich geweſen, ſo könnteſt du auf die Börſe deines ewig getreuen Freundes zählen." Nicht doch, Lieber! gar ſo übel geht es mir noch nicht. Ein alter Onkel meines Vaters hat mir vor einigen Monathen den Gefallen gethan, zu ſterben, und mir als dem einzigen hoffnungsvollen Stammhalter unſers erlauchten Hauſes einige Tauſend Gulden zu hinterlaſſen. Das hat nun gerade hingereicht, um die drohendſten Lücken, die das Schiff meines Credits mit einem unvermeidlichen Untergange bedroht hätten, zu ſtopfen; und jetzt geht es wieder eine Weile flott. Aber ich meine ganz etwas anders, etwas, das mich auf lange Zeit, vielleicht auf immer von den wahrhaft verdrießlichen Schulden befreyen, und mir eine ganz hübſche Exiſtenz zuſichern ſoll. Ich will und werde heirathen. Du erſtarreſt — ich ſehe dich mit offenem Munde zurückweichen, du kannſt deinen Augen nicht trauen, und ſiehſt nochmahls

in den Brief, ob du wohl auch recht geleſen haſt. Ja, ja, ſieh nur nach, es ſteht deutlich da, ſo deutlich, als ich ſchreiben kann, was zwar nicht viel ſagen will. Ich Joſeph, Karl, des heil. Röm. Reichs Freyherr von Wallner auf und zu ꝛc. ꝛc. bin nach reifer Überlegung entſchloſſen, nächſtens in den Stand der heiligen Ehe zu treten. „Und dieß ſagſt du ſo munter, ſo fröhlich?" erwiederſt du, und ein Schauer überläuft dich, wenn du nur an die Möglichkeit, ein Ehemann zu werden, denkeſt. Nun ich verſichere dich, das Ding iſt, wenn man's beym Lichte beſieht, weder ſo gefährlich, noch ſo ſchrecklich, als du denkeſt. Ich habe mich aber auch nicht von dem blinden Gotte ſo unverſehens, wie beym blinden Kuhſpiel, fangen, und mit der nächſten Beſten zuſammenknüpfen laſſen. Nein, mein Freund, mein Kopf ging bey allem, was ich that, mit kühler Überlegung dem Herzen voran, und nur, nachdem jener alles auf's beſte überlegt und berechnet hatte, bekam dieſes Erlaubniß, auch ſo viel als nöthig an dem Handel Theil zu nehmen. Wohlgemerkt! ſo viel als nöthig, damit es mir ja nicht das ſchön angelegte Spiel verderben könne. Alſo, lieber Feldern, ich bin ſo zu ſagen, verliebt, und werde heirathen. „Auch ſo zu ſagen?" fällſt du mit höhniſchem Lachen ein. Nein,

mein Freund, im vollen Ernſte, mit allen rechtsgebräuchlichen und kirchlichen Ceremonien, damit der Knoten, der mich an eines der hübſcheſten und reicheſten Mädchen, oder vielmehr ſie an mich bindet, ja niemahls wieder, als nur durch den bittern Tod, aufgelöſet werden könne. Und nun höre alles mit Aufmerkſamkeit und Geduld an, was ich dir zu ſagen habe.

Im Schöndorfſchen Hauſe, wo du auch einſt in deinen beſſern Zeiten manches ſchöne Sümmchen am Spieltiſche fliegen ließeſt, lebt ſeit dem vergangenen Frühlinge Fräulein Brandner, ein hübſches, reiches Mädchen, das Mündel von der Schöndorf Bruder, das in der größten Stille und Ehrbarkeit von einer lange verwitweten Mutter erzogen, nun von dem einſichtsvollen Vormund zu ſeiner Schweſter in die Koſt gegeben wurde, um ſie mit der Welt bekannt zu machen. Ein feiner ſchlanker Wuchs, ein Paar dunkelblaue, ſchmachtende Augen, ein klarer Teint, obwohl nicht viel Farbe, ſeidene Haare von dem ſchönſten Hellbraun, ziemlich viel natürlicher Verſtand, einige Geiſteskultur und artige Talente, und ſo unausſprechlich viel Gutmüthigkeit und Leichtſinn, daß der Verſtand ſelten zum Worte kommen kann, aber, was die wichtigſte, ſchönſte und ſchätzenswertheſte Eigen-

Hanges zu Zerſtreuungen und Luſtbarkeiten, (der denn im Schöndorffſchen Hauſe recht reichlich genähret wird) Trotz aller Huldigungen, die alles um ſie täglich ihrer Eitelkeit und ihrem Leichtſinne bringet, liegt doch tief im Grunde ihres Herzens eine Anlage zur Zärtlichkeit, Empfindlichkeit, Schwärmerey, Religioſität und wie die Litaney weiter heißt, die mir manche fatale Stunde machen könnte, und jetzt ſchon ihre Trennung von Blum, ſo heißt ihr Geliebter, ſehr erſchwert. Doch auch da wußte mein erfinderiſcher Geiſt Mittel. Du weißt, wie ich, Trotz ihrer Verbindung mit Van der Werth, noch von alten Zeiten her mit der Valſin ſtehe. Das Verhältniß, das zwiſchen uns, als ſie noch Mädchen war, und auch ſpäterhin als Weib des geitzigen Alten herrſchte, macht, daß ſie mich gern verbindet. Ich bin beſcheiden, darauf kann ſie zählen, und werde ihr kein übles Spiel machen; aber ich fordere den kleinen Freundſchaftsdienſt von ihr, daß ſie mir meine Künftige ein wenig für die Welt bilde, und von den albernen Vorurtheilen ihrer einſamen Erziehung befreyen helfe. Das geht nun vortrefflich. Die Valſin iſt wie gemacht dazu. Ihre Verhältniſſe mit dem Schöndorffſchen Hauſe machen, daß man ſie dort mit aller Achtung behandelt, ihr

Verſtand, ihre Talente, ihr einnehmendes Betragen ziehen das Mädchen an ſie; überdieß hält die gute Närrinn die Valſin für ein Opfer des Eigennutzes, und ihr Verhältniß zu Van der Werth für eine Platoniſche Neigung, für ein Bedürfniß des Herzens, bedauert und entſchuldiget das arme Weib, überläßt ſich ohne viel Bedenklichkeit dem Zuge, der ſie zu ihr führt, und geht recht willig in die Schlinge. Freylich müſſen wir behutſam vorgehen; ein zu raſcher Schritt, ein zu ſchnelles Vortreten würde alles verderben, und das verſcheuchte Täubchen gerade zu ihrem Galan in die Arme jagen. Aber da laß mich dafür ſorgen. Es geht alles vortrefflich, und die Bekanntſchaft mit der Valſin wird nach und nach zu andern, z. B. mit der Herborn führen, meine ſchöne Novize in die Geheimniſſe der großen Welt und des wahren Lebensgenuſſes einweihen, zugleich ihren altfränkiſchen Liebhaber erbittern, Zank und Streit veranlaſſen, und ſo die letzten Fäden abreiſſen, die Leonorens Herz an ihn binden. Dann iſt ſie gewiß mein, und ich werde eilen, bald nach dieſem Zeitpuncte zur Schürzung des ewigen Knotens zu gelangen, der ſie und ihre hundert tauſend Gulden in meinen Beſitz geben ſoll. Dann werde ich erſt wieder zu exiſtiren anfan-

gen; denn was macht ein ehrlicher Kerl für eine Figur auf der Welt, wenn er nicht jährlich sechs bis sieben tausend Gulden auszugeben hat? Adieu, Schatz! nächstens mehr. Meine Finger sind lahm vom ewigen Schreiben.

Siebzehnter Brief.

Juliane von Schöndorf an Madame Hortenſe Deſencay.

*** den 30. Nov. 1797.

Die Indier bethen die Gottheit unter drey verſchiedenen Geſtalten, des Schöpfers, Erhalters und Zerſtörers, an. Es ſind dreyerley Äußerungen der Allmacht, jede groß, erhaben, jede der Gottheit würdig, und es iſt albern, zu denken, daß eine von ihnen den Vorzug vor den andern beyden verdiene. Was geſchaffen iſt, muß untergehen, und aus der Zerſtörung müſſen neue Geſtalten entſtehen; das iſt der Kreislauf der Dinge. Ein ermüdender troſtloſer Gedanke, wenn man ihn als ein Werk des blinden Zufalls denkt; aber wenn man mitten im Gewühle werdender und vergehender Naturen, im wilden Kampfe gährender Urſtoffe ein mit Vernunft waltendes und wollendes Weſen erblickt, dann bekommt ſelbſt dieß wilde Bild

Reitz für den menschlichen Geist. Und so ein Schiven unter seines gleichen zu seyn, wenn das Schicksal uns mit kaltem Neide die Seligkeit eines Brama oder Vischnou versagt hat, hat hohen Werth für ein Wesen, das in sich unendlichen Trieb zur Thätigkeit, und um sich nichts als Schranken sieht. Wenn mir nichts zu schaffen, zu erhalten erlaubt ist, so will ich zerstören, und in dieser Äußerung meiner Kraft das selige Bewußtseyn der Thätigkeit fühlen und genießen.

Leonore eilt mit raschen Schritten und blindem Muthe ihrem Untergange entgegen. Wallner und die große Welt gewinnen täglich mehr in ihrer Gunst. Durch tausend Kunstgriffe und eine Geschicklichkeit, die ich mit Vergnügen bewundern muß, weiß er sie von seiner uneigennützigen Leidenschaft zu überzeugen. Die Thörinn! Aber das ist gerade ein Mensch, wie sie ihn verdient, wie ihn ihr der Himmel zur Strafe ihres Leichtsinns in den Weg schicken mußte. Er hintergeht sie, er wird sie, wenn sie einfältig genug ist, ihm ihre Hand zu geben, um ihr Geld bringen, sie dann verlassen, sein Glück bey Andern versuchen, und sie wird vor Gram und Reue vergehen. Blum sieht das, er fühlt, was in ihrem Herzen vorgeht, und verzweifelt.

Ich ſehe ſeine Qual, aber ich bedaure ihn nicht; denn auch er iſt ſchwach, eine unmännliche Seele, der es an Kraft fehlt, die Feſſeln zu zerreiſſen, die ſie doch verabſcheuet. Wie kindiſch er ſich benimmt! Wie er den einzigen Weg verfehlt, der ihn retten könnte! Ein raſcher Schritt würde alles in's Geleiſe bringen, die ängſtliche Leonore aus dem Taumel aufſchrecken, ihr die Augen öffnen, und die Furcht, den noch immer theuern Jugendgeliebten zu verlieren, würde ſie zu allem bewegen, was er nur immer wünſchen und hoffen könnte. Aber das erlaubt ihm ſein Zartgefühl, ſeine ſchwärmeriſche Überſpanntheit nicht, und ſo quält und grämt er ſich an der Seite des abgeſchmackten Geſchöpfes, ohne Muth, ohne Kraft, dieſe peinliche Lage zu ändern.

Aber ſie ſoll ihn doch nicht bekommen! das habe ich geſchworen, und werde alles aufbiethen, meinen Schwur zu halten. Ohne dieß arbeiten die beyden kläglichen Geſchöpfe mir ſehr in die Hand, und es iſt nicht ſchwer, Seelen, die ſich einmahl mißzuverſtehen angefangen haben, vollends zu trennen; nur muß jede auffallende Scene, jede Überraſchung, die eine erſchöpfende Erklärung oder einen ſchnellen Entſchluß hervorbringen könnte, verhindert werden.

Sie müſſen ſich minder oft, und nur in ungünſtigen, Verdacht erregenden Lagen ſehen. Beſinnen Sie ſich noch auf ſeine Couſine Leſſert? Ein ſchönes Mädchen, das einſt Anſprüche auf ihn machte, und durch Leonoren verdrängt ward. Sie wäre vielleicht als Maſchine zu brauchen; nur muß ſie ihre Rolle mit Gelaſſenheit ſpielen, und nicht wiſſen, daß ſie nur Maſchine iſt.

Es ſteht viel auf dem Spiele — und die Zeit wird entſcheiden. Vielleicht hören Sie bald, daß ich mich verheirathe. Schließen Sie daraus nicht, daß ich liebe. Noch nie war meine Bruſt von feindſeligern Empfindungen erfüllt, und ich möchte wohl ſchwören, daß die Liebe nie mehr darin wohnen wird. Aber dennoch könnte es ſeyn, daß ich heirathe. Es gaukeln der Thoren genug um mich. Ich weiß, daß ſie nicht mich, ſondern mein Geld, das Anſehen meines Vaters u. ſ. w. lieben. Daran liegt nichts; ich liebe ſie auch nicht, und wir betriegen uns alſo nicht. Der paſſendſte aus allen für meine Abſichten iſt der Graf von Kelm, aus einer alten Familie, Geheimerrath, Präſident. Er ſucht mich, weil ſein verſchwendetes Vermögen ihm die Mittel raubt, ſeinen Stand mit Glanz zu behaupten; wenn ich ihm meine Hand gebe, er-

hält er Geld und Credit, und ich Rang, Anſehen, Titel. Die Partie iſt gleich, die Jahre nicht; doch was liegt daran! Ich werde glänzen und blenden, weil mir das Schickſal beſſere Freuden verweigert hat. Leben Sie wohl!

Achtzehnter Brief.

Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

*** den 8. December 1797.

Ludwig! mein Unglück wird immer gewiſſer, mein Untergang unvermeidlicher; und ich muß dabey ſtehen und unthätig zuſehen, wie die Flamme, der ich nicht wehren kann, das ganze ſtolze Gebäude meines Erdenglücks verzehrt. Leonorens Herz iſt nicht mehr ganz mein; es iſt ſichtlich, welche Fortſchritte dieſer unſelige Wallner in ihrer Gunſt macht, wie er mit jedem Tage mehr Raum in ihrer Seele gewinnt, und ihre Liebe zu mir durch feindſelige Vergleichungen und tauſend kleine Zufälle täglich abnimmt. Wir haben oft, wenn wir uns allein ſehen, was freylich bey Leonorens zerſtreutem, übergeſelligen Leben viel ſeltener geſchieht, als mein Herz wünſchte, Erklärungen und manches Mahl Auftritte, die unſere Herzen gewaltſam zerreiſſen, ohne uns zum Ziele zu führen. Sie liebt mich noch, das

fühle ich; ſie wäre im Stande, mir auf der Stelle ihre Hand zu geben, und durch einen raſchen Entſchluß die drückenden Bande verworrener Verhältniſſe, die ſie langſam zu löſen nicht Muth und Feſtigkeit genug hat, zu zerbrechen. Sie hat mir das geſagt, und mit Thränen und einer Wahrheit des Gefühls betheuert, daß, daran zu zweifeln, Hochverrath an dieſer ſchönen Seele geweſen wäre. Ich bin überzeugt, daß es ihr ernſter Wille war, mein zu werden, wenn ich dieſen Augenblick des überwaltenden geſpannten Gefühls unedel hätte mißbrauchen wollen. Aber mein zu werden nach reifer Überlegung, die Verbindungen, die ſie halten, nach und nach aufzugeben, das Schönborffſche Haus zu verlaſſen, zu ihrer Schweſter zu ziehen, und von dort in meine Arme überzugehen, davor, vor dieſem rieſenhaften Plane, wie ſie ihn nannte, zitterte ſie, und keine Überredung war im Stande, ſie dahin zu bringen. Ach! und was war es anders, als Wallners Bild, das ſie ſchreckte, der Gedanke an ſeine Leiden, an ſeine Trauer, wenn ſie ihn zuerſt kälter behandeln, dann ganz verlaſſen, und endlich nicht durch Überraſchung, ſondern aus freyer Wahl und mit ſtiller Überzeugung eines Andern werden ſollte? Neben her mochten auch das Stadtgeſchwätz, ihr nur zu großes

Wohlgefallen an dem geräuſchvollen Leben, das ſie führt, und einige Bekanntſchaften, die ihr intereſſant ſind u. ſ. w., ihr Gewicht in die verneinende Schale legen. Wie dem immer ſeyn mag, ſie war nicht zu bewegen, jenen langſamen Weg einzuſchlagen, und von ihrem raſchen Anerbiethen kann und werde ich nie Gebrauch machen. Soll ich ſie übertäuben? ſoll ich eine Aufwallung benutzen, um unauflösliche Bande zu knüpfen, damit, wenn ſie dann aus dem Taumel erwacht, und ſieht, was ſie im Enthuſiasmus einer edelmüthigen Aufopferung gethan hat, ſie dann den Augenblick der Überraſchung verwünſche, berechne, was ſie verloren, was ſie unwiederbringlich aufgegeben, und was ſie dafür erhalten hat, ſich an meiner Seite unglücklich fühle, an meiner Seite, der ſein Glück nur in dem ihrigen findet?

Nein, Ludwig, das konnte ich nicht, und ich bin gewiß, du wirſt mich verſtehen, und meine Weigerung billigen. Aber daß mich dieſe Erkenntniß meines unvermeidlichen Unglücks elend macht, daß meine Lebensluſt, meine Heiterkeit, ja ſelbſt oft meine Standhaftigkeit unter der drückenden Bürde meines Schickſals erliegt, das wirſt du auch begreifen, mir verzeihen, und mich bedauern. So ſoll ich ſie denn aufgeben, die ſchö-

uen Träume und Hoffnungen einer glücklichen Jugend? So ſoll ich das Mädchen, das ich von dem Augenblicke an, wo das Gefühl der Liebe in meiner kindiſchen Bruſt aufwachte, allein und unausſprechlich geliebt habe, die für mich, mit mir, von mir gebildet ward, in deren Armen ich mein Leben zuzubringen dachte, außer der ich nie ein Weib geliebt, kaum eines näher gekannt habe, nun allmählich und unaufhaltſam ſich von meinem Herzen löſen ſehen, Zeuge ſeyn, wie ein Band nach dem andern zwiſchen uns bricht, wie jede Stunde ſich neue für einen Andern in dieſem Herzen, das einſt nur für mich empfand, anknüpfen, und ſo das zerreiſſende Gefühl meines unvermeidlichen Verluſtes mit jeder Stunde, mit jedem Augenblicke neu und ſchmerzend empfinden? O mein Ludwig! dazu gehört mehr Stärke, als ich beſitze. Oft mache ich mir täuſchende Hoffnungen, wie ſich alles noch ändern, noch gut werden könnte, und in der nächſten Minute muß ich lächeln über das ſchwache Herz, das ſich an ſolchen Spinnengeweben zu halten denkt. Dann blicke ich zurück in die entflohenen Tage, auf die Zeit, wo ſie noch bey ihrer Mutter, unbekannt mit der ſchimmernden Welt und ihren Lockungen, ſtill und verborgen, nur für mich und unſer künftiges Glück lebte; dann mahle ich mir

mit einer Art von grauſamer Freude die lieblichen Bilder aus, wie alles ſo gut hätte gehen können, wenn ſie nicht in das verhaßte Haus gekommen, wenn ihre Mutter nicht geſtorben, wenn Wichmann durch ſeine niedrigen Intriguen es nicht dahin gebracht hätte, zu ihrem Vormund ernannt zu werden, wenn keine Valſin, kein Wallner — o! und alle dieſe unglückſeligen Wenn bringen mich zur Verzweiflung! Die Zukunft liegt öde, finſter, wie ein Gefilde voll Nacht und Schrecken vor mir. Ich bin allein, ich bin ein Fremdling in dieſer Welt, mit der ich nur durch Leonoren zuſammenhänge! Und wenn dieß Band zerriſſen ſeyn wird — Ludwig! es iſt mir öfters, als müßte ich dann wahnſinnig werden, und als ſollte ich es wünſchen, um mein nahmenloſes Elend weniger zu fühlen. Leb' wohl!

Neunzehnter Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 20. December 1797.

Womit habe ich es verſchuldet, liebe Schweſter, daß ich für ſo viele, ſonſt gute Menſchen ein Gegenſtand des Unwillens, und eine Quelle von Verdruß geworden bin, und daß wieder eben dieſe Menſchen ſich vereinigen, mich ihrerſeits eben ſo ſehr zu quälen? Ach! Gott iſt mein Zeuge! er, der in mancher kummervollen Stunde auch der Zeuge meiner Thränen iſt, wie ich alle meine Kräfte aufbiethen möchte, um rings um mich her nichts als Liebe und Glück zu verbreiten! Und doch wird dieß warme Verlangen, dieſer aufrichtige, thätige Wille verkannt, ja ſogar verfolgt. Blum hält mich für leichtſinnig, vielleicht für treulos, gewiß aber für verloren in dem Strudel der Welt. Er glaubt keiner meiner Verſicherungen, hört keine Rechtfertigung an, und ſieht in mir nur die Quelle ſeines Unglücks.

Wallner liebt mich, das ist leider nicht mehr zweifelhaft; er trauert sichtlich, seine Heiterkeit ist dahin, er betrachtet mich mit scheuen, wehmüthigen Blicken, und scheint mich mit jedem einer hoffnungslosen Leidenschaft anzuklagen, die ich Unglückliche ihm wider Willen eingeflößt habe, und die seine Ruhe untergräbt. Und nun kommst auch du noch, und machst mir so schmerzliche Vorwürfe, traust mir so viel Übles zu, und kränkest durch deinen ungerechten Verdacht ein Herz, dem selbst sein Kummer ein Recht auf mehrere Schonung geben sollte! Du hältst Wallnern für listig, für verstellt, seine Treue für geheuchelt, seine Liebe für eine künstliche Rolle. Meine Schwester! es ist sehr schwer, in einem Briefe über so etwas abzusprechen, weil es eben so schwer ist, in einem Briefe die tausend kleinen Bemerkungen mitzutheilen, aus denen nach und nach ein solches Resultat entsteht, und weil es ganz unmöglich ist, den Ton der Stimme, den Ausdruck der Züge und Blicke, auf welche eigentlich alles ankommt, zu beschreiben. Glaube mir, Therese, ich erkenne deine schwesterliche Liebe, welche dir jene Besorgnisse und Vorwürfe eingab, mit warmem Danke; aber traue du mir auch so viel richtiges Gefühl und so viel Anspruchlosigkeit zu, daß ich mich nicht so leicht

täuſchen, und eine geheuchelte Liebe für das erkennen würde, was ſie iſt. Nein, Thereſe, wenn Wallner mich täuſchen kann, dann iſt ſelbſt die Wahrheit zweifelhaft, dann kann ich keinem andern Menſchen, dann kann ich mir ſelbſt nicht mehr trauen. Meine Überzeugung iſt um ſo viel gewiſſer, da ich ſie ganz wider meinen Willen bekommen habe. Man glaubt nur leicht, was man wünſcht; wenn man etwas für wahr zu halten gezwungen wird, was man ſich ſelbſt gern abſtreiten möchte, dann iſt es wohl nicht mehr möglich, ſich getäuſcht zu haben.

Welche marternde Auftritte jetzt zwiſchen mir und Ferdinand vorfallen, kannſt du dir nicht denken. Ferdinand ſieht alles, was vorgeht, und fürchtet noch mehr, als wirklich iſt. — Auch er iſt niedergeſchlagen, finſter, und ſeine Eiferſucht iſt durch keine Bitten, keine Verſicherungen, keine Schwüre zu beruhigen. Ich ſehe ihn leiden, mein Herz blutet, ich möchte gern alles anwenden, was in meiner Macht ſtehet, ihm ſeine Ruhe wieder zu geben; aber er fordert Unmöglichkeiten von mir, und nur in dieſen will und glaubt er ſein verlornes Glück wieder zu finden. Ich ſoll allen Umgang mit der Valſin und Wallner, den er, wie du, im höchſten Grade mißkennt, abbrechen, ich ſoll das Schönborffſche Haus verlaſſen; er will

es durch Beweiſe gegen Wichmann, die ihm zu erlangen nicht ſchwer ſeyn ſollen, dahin zu bringen ſuchen, daß mir ein anderer Vormund geſetzet werde. Dann ſoll ich zu dir auf's Land, und aus jenem ſtillen Aufenthalte ſoll ich, ſobald es ſeine Umſtände erlauben, in ſeine Arme übergehen.

Welcher rieſenhafte Plan! welche überſpannten Forderungen! Und doch beſtehet er mit der größten Feſtigkeit darauf. Nur ſo, behauptet er, könnten wir noch gerettet werden; und wenn ich ihn wirklich liebe, wenn ſeine Ruhe, das Glück ſeines Lebens noch Werth für mich habe, ſo ſoll ich mich über das thörichte Stadtgeſchwätz das ich doch allein zu fürchten hätte, hinaus ſetzen, und Muth genug haben, glücklich und gut zu bleiben.

Du ſiehſt ſelbſt, Thereſe, es iſt nicht möglich, in jene Forderungen einzuwilligen. Wie kann ich als Mädchen, als Waiſe ſolche kühne Schritte thun, ſelbſt handelnd auftreten, und die Führung meines Schickſals zu übernehmen wagen. Und wenn der gewagte Plan mißlänge, wenn Ferdinand mit ſeinen Klagen gegen Wichmann nicht auslangte, wenn er mein Vormund, und ich in dieſem Hauſe bleiben müßte: was würde dann mein Schickſal ſeyn? welche

Begegnung würde ich zu erwarten haben? Das alles habe ich Ferdinanden warm und wahr, aber leider ganz fruchtlos vorgestellt; ach! und in jeder Vorstellung sah sein gekränktes Gefühl nichts als Ausflüchte meines Nichtwollens, nichts als Beweise meiner innigen stärkeren Anhänglichkeit an die große Welt, und, o Schwester! — das schmerzte mich am meisten — an Ferdinanden. Seit gestern, wo wir wieder eine solche äußerst heftige Scene hatten, ist er nun beynahe überzeugt, daß ich Wallnern liebe, und ihn vergessen habe. Ihn vergessen! Nein Therese, das kann ich vor Gott mir bezeugen; das ist nicht möglich, das kann nicht seyn. Diese Liebe ist zu innig mit allen Fasern meines Wesens verwebt, sein Bild zu tief, zu lange in mein Herz gegraben; ich kann, ich werde ihn nie, nie vergessen, das fühle ich. Ich habe es ihm auch mit Thränen gesagt. Er wurde gerührt, er umschlang mich, heftete sein dunkles nasses Auge mit einem unaussprechlichen Blicke auf mich, und sagte mit seiner schönen Stimme: „Gute, weiche Seele! ich weiß, du willst mich nicht täuschen; aber du täuschest dich selbst, und ahndest es nicht, und hältst für Liebe, für Leidenschaft, was nur Macht der Gewohnheit und jugendliches Wohlwollen ist!" Von diesem Gedanken war er nicht mehr abzubringen.

Umsonst bath und beschwor ich ihn mit tausend Thränen, umsonst drang ich endlich darauf, ihm meine Hand auf der Stelle zu geben. Auch das nahm er nicht an, und seine Gründe waren so edel, so zartgefühlt, daß ich mich nur selbst bedauern mußte, aber nicht mehr in ihn zu dringen wagte. Er wollte meinen Entschluß nicht stürmend erlangen, er wollte keiner augenblicklichen Rührung, keinem letzten Auflodern einer halbverlöschten Flamme danken, was nur ruhigere Überzeugung und tiefes Gefühl ihm geben sollte. O Thereſe! Warum muß ich dieſem edlen vortrefflichen Mann so viel Kummer machen? Warum führte das Schickſal mich dieſem Wallner in den Weg, und erweckte in ſeinem Herzen eine Liebe, die ich nicht billigen, nicht anhören, und doch nicht verdammen darf? Ich liebe Ferdinanden, gewiß ich liebe ihn; aber ich kann nicht umhin, auch Wallnern dankbar zu ſeyn, ihn zu ſchätzen, zu bedauern, und dieſe Geſinnungen ſchreiben mir ein Betragen gegen ihn vor, das leider in Ferdinands, und, wie mir ſcheint, auch in mehrerer Leute Augen den Verdacht einer Erwiederung ſeiner Gefühle erregt. Thereſe! Ich bin recht bekümmert, mein Herz iſt von ſo viel ſtreitenden Empfindungen zerriſſen, ich kann unmöglich Ruhe finden, bis nicht jener Kampf auf-

hört, und ich ſehe doch kein Mittel, ihn zu endigen. So geht der Zirkel meiner Leiden immer in ſich zurück, unaufhörlich quälend, und unaufhörlich rettungslos. Bethe für mich, Thereſe! Ach, wenn nicht Hülfe vom Himmel, jähe, unerwartete, entſcheidende Hülfe kommt, ſo weiß ich mich nicht aus dieſem Labyrinthe zu retten.

Leonore.

Zwanzigster Brief.

Dieſelbe an dieſelbe.

*** den 28. December 1797.

Ferdinand hat mich nun ſeit jenem Tage nicht mehr beſucht. Iſt es Zufall, iſt es Abſicht? Was es immer ſey, er handelt nicht gut an mir. Er ſieht, oder glaubt zu ſehen, daß ich in dem Strudel, der mich umbrauſet, unter zu gehen Gefahr laufe; ich ſtrecke meine Hände nach ihm aus, und er verläßt mich, kümmert ſich nicht um mich, verſtößt mich vielleicht aus ſeinem Herzen, indeß ich heiße Thränen darüber weine, daß ich ihm ſo viel Kummer mache. Er hat meine Hand ausgeſchlagen; anders kann ich nun ſeine Weigerung einmahl nicht nennen. Und warum hat er das gethan? Es iſt wahr, ſeine Umſtände fordern jetzt Einſchränkung; aber lieben wir uns nicht? Hätte dieſes beſeligende Gefühl nicht hundertfältigen Erſatz für die kleinen Entbehrungen gebothen, die ja nur unſere Eitelkeit, unſere ver-

wöhnte Sinnlichkeit, nicht die wahren Bedürfnisse des Lebens getroffen hätten? Und wo bringt er denn die Zeit zu, welche ihm sonst in meiner Gesellschaft verfloß? Ich weiß, er hat wenig Bekanntschaften, und gar keinen vertrauten Umgang; denn mit seiner Schwester Dorsing hat er größten Theils meinetwillen nie sehr harmonirt. Wir mochten uns schon als kleine Mädchen nie leiden. Du weißt, daß ihre Neugierde, ihre Klatschhaftigkeit, ihre Gemeinheit, wenn ich so sagen darf, sie uns allen widrig machte. Gegen mich hatte sie aber immer eine besondere Abneigung, und nahm es Ferdinanden sehr übel, daß er eine solche empfindsame Närrinn, eine Romanenheldinn, und wie die Titel alle hießen, die sie mir gab, heirathen wollte. Ferdinand ging nicht viel mit ihr um, er wird sich in seiner jetzigen Gemüthsstimmung noch viel weniger bey ihr behaglich finden, als sonst, und also gewiß nicht öfter zu ihr gehen. Wo ist er also? Wo bringt er seine Abende zu? O Thereſe! ich habe eine Idee — Verdacht mag ich sie nicht nennen, denn das wäre unedel — aber eine Möglichkeit, eine quälende Wahrscheinlichkeit. Du kennst seine Tante Lessert, und ihre wirklich hübsche Tochter Babette, du weißt, daß diese Tante mit ihrer Schwester, Blums Mutter, schon als Ferdi-

nand und Babette noch Kinder waren, Plane für ſie entworfen hatten, die nur erſt ſpäter nach der Mutter Tod, als ſein Vater und meine Mutter ihre alte Freundſchaft erneuerten, zerſtöret wurden. Das hat mir Blums Tante nie verzeihen können, und was in ihrer und ihrer ſchönen Tochter Macht ſtand, wurde treulich aufgebothen, um ein Band zu zerreiſſen, das ſie als einen Eingriff in ihre Rechte anſahen. Und jetzt, — o Thereſe! ich weiß es ſicher, jetzt iſt Blum oft bey Leſſert, bringt ganze Abende daſelbſt zu, begleitet das reitzende Mädchen in's Theater, und wird von ihnen allen auf den Händen getragen. Ich weiß, wie ſehr ein herzliches freundſchaftliches Betragen ihn beſtechen kann, ich weiß, wie wohl es ſeinem Herzen thut, mit Wärme und Theilnahme behandelt zu werden. Die Leſſert iſt klug genug, um jetzt alle Anſprüche zu entfernen, und bloß als theilnehmende Freundinn, als Vertraute ſeines Kummers aufzutreten; und das — das iſt ein unfehlbarer Weg zu ſeinem Wohlwollen, zu ſeiner innigſten Achtung. Wenn ich mir alles das vorſtelle, wenn ich mir ſeine Weigerung, ſein Ausbleiben, ſein widerſprechendes Betragen zuſammendenke, o! meine Schweſter, was für traurige Reſultate könnte ich daraus ziehen! Acht Tage ſind es nun, ſeit ich ihn

jede Minute mit ängstlicher Sehnsucht erwarte! — Ihm zu schreiben bey diesen Verhältnissen, würde ich gegen meine Würde halten. Daß er nicht krank ist, weiß ich von Wallnern, der ihn vor drey Tagen mit zwey Damen in der Loge sah. Wallner hatte sie nicht gekannt; ich wurde neugierig, er beschrieb sie, und Juliane, die dabey war, erkannte sogleich aus der Beschreibung, daß es seine Tante und Cousine waren. Sie kennt die Lessert sehr gut, und ist ihre Freundinn, wenn man das Freundschaft nennen kann, was Juliane zu fühlen im Stande ist, und was überhaupt in der großen Welt so genannt wird. Sie sagte sehr lässig: „er kommt öfters hin, ich habe ihn selbst ein paar Mahl dort angetroffen." Ach, wie tief drangen diese hingeworfenen Worte in mein schmerzhaft gespanntes Herz! Also indeß ich mit meinen Blicken die Thür bewachte, und bey jedem Eröffnen derselben mit frohem Pochen meines Herzens ihn zu sehen hoffte, während jede fehlgeschlagene Erwartung mich bitter schmerzte, saß er mit der schönen Cousine im Theater, und dachte auch mit keinem Gedanken an meinen Schmerz!

Und dann Wallner, der mit so inniger Wärme an jeder leisen Veränderung meines Gemüthes Antheil nimmt, der, so oft nur ein Wölk-

chen auf meiner Stirn ſchwebt, alles, was er beſitzt, hingeben möchte, um es zu verſcheuchen, der ſo froh wird, wenn er mich wieder lächeln ſieht, daß ich mir um ſeinetwillen Mühe gebe, meinen Kummer zu verbergen, der ſo hoffnungslos und ſo treu liebt, keine Gelegenheit verſäumt, wo er mich, wär's auch auf Augenblicke, ſehen kann, und mit dem Winde zanken möchte, wenn er mich unſanft anweht — der — liebt unerwiedert, und verzehrt ſich in ſtillem Gram, daß er ein Herz nicht erhalten darf, welches der, dem es allein gehört, kränkt, und vielleicht, ach Thereſe, vielleicht nicht mehr achtet!

Ich werde Ferdinanden keine Vorwürfe machen, das nehme ich mir feſt und unverbrüchlich vor. Babettens Nahme ſoll nicht über meine Lippen gehen; aber ich werde mich wohl hüthen, ihm meine Hand wieder anzubiethen, und überhaupt nicht mehr ſo thöricht ſeyn, dieß kindlich zutrauende Gemüth mit allen ſeinen Fehlern und Schwächen, mit aller ſeinen glühenden Liebe und ſeinen marternden Beſorgniſſen vor ſeinen Blicken, denen vielleicht ein anderes Bild lebhafter vorſchwebt, ſo unverhüllt zu zeigen. Lebwohl!

jede Minute mit ängſtlicher Sehnſucht erwarte! — Ihm zu ſchreiben bey dieſen Verhältniſſen, würde ich gegen meine Würde halten. Daß er nicht krank iſt, weiß ich von Wallnern, der ihn vor drey Tagen mit zwey Damen in der Loge ſah. Wallner hatte ſie nicht gekannt; ich wurde neugierig, er beſchrieb ſie, und Juliane, die dabey war, erkannte ſogleich aus der Beſchreibung, daß es ſeine Tante und Couſine waren. Sie kennt die Leſſert ſehr gut, und iſt ihre Freundinn, wenn man das Freundſchaft nennen kann, was Juliane zu fühlen im Stande iſt, und was überhaupt in der großen Welt ſo genannt wird. Sie ſagte ſehr läſſig: „er kommt öfters hin, ich habe ihn ſelbſt ein paar Mahl dort angetroffen.“ Ach, wie tief drangen dieſe hingeworfenen Worte in mein ſchmerzhaft geſpanntes Herz! Alſo indeß ich mit meinen Blicken die Thür bewachte, und bey jedem Eröffnen derſelben mit frohem Pochen meines Herzens ihn zu ſehen hoffte, während jede fehlgeſchlagene Erwartung mich bitter ſchmerzte, ſaß er mit der ſchönen Couſine im Theater, und dachte auch mit keinem Gedanken an meinen Schmerz!

Und dann Wallner, der mit ſo inniger Wärme an jeder leiſen Veränderung meines Gemüthes Antheil nimmt, der, ſo oft nur ein Wölk-

ſchen, und die Abende brachten wir zu Hauſe zu, um uns wünſchen zu laſſen. Eine zahlloſe Menſchenmenge fluthete da ab und zu. Jede Stunde waren die Zimmer mit andern Geſtalten erfüllt; wenn die Einen ſich verloren hatten, und ich dachte, nun wird es zu Ende gehen, ſo kamen eben ſo viel, wo nicht mehr an ihre Stelle. Dieß dauerte bis ein Uhr nach Mitternacht. Obwohl mein Herz nichts weniger als ruhig war, ſo ergetzte mich doch das Gewühl, die Verſchiedenheit der Anſichten, der Anzüge, des Betragens; und ich fühlte mich angenehm zerſtreuet. Am letzten December war das Gedränge am ärgſten. Wallner trat im vollen Anzuge ein, der ihn ſehr gut kleidet, weil er viel Anſtand beſitzt. Nachdem er der Frau vom Hauſe mit einer Feinheit, die ihn unendlich zu ſeinem Vortheil unterſchied, Glück gewünſcht hatte, näherte er ſich mir, faßte meine Hand, und ſetzte nach den gewöhnlichen Complimenten hinzu: „Möchten ſie recht glücklich werden, ſo glücklich, als dieß vortreffliche Herz es verdient, und möge nie eine unglückliche Leidenſchaft ſeinen Frieden ſtören!" Seine Stimme war zitternd, als er dieß ſagte. Ein Seufzer, den er nicht ſchnell genug unterdrücken konnte, entfloh ſeinen Lippen, und ein faſt unmerklicher Druck der Hand erklärte nur zu deutlich den Sinn

ſeiner Worte. Mein Herz war bewegt, mir traten Thränen in die Augen. Vielleicht mochte ich in dem wehmüthigen Gefühle den Druck erwiedert haben; denn er ſchoß einen funkelnden Blick auf mich, riß meine Hand heftig an ſeine Lippen, ruhte lange darauf, ließ ſie dann plötzlich los, wie jemand, der aus tiefen Gedanken erwacht, und verließ mich ſchnell. Ich ſah ihm einige Secunden halb erſtaunt, halb wehmüthig nach, dann drehte ich mich um, um einen Platz zum Sitzen zu ſuchen, als plötzlich Blum vor mir ſtand, der alles gehört und geſehen haben konnte, was zwiſchen Wallnern und mir vorgefallen war. Ich erröthete bis in die Haare; er ſah mich ernſt und forſchend an. Ich ſchlug die Augen nieder, und vermochte nicht ein Wort zu ſprechen. So ſtanden wir eine Weile; endlich brach er das Stillſchweigen: „Was kann ich nach einem ſolchen Glückwunſch noch hinzu ſetzen?“ ſagte er mit einer unbeſchreiblichen Bitterkeit in Ton und Miene. „Möge er ganz in Erfüllung gehen, und nie ein Menſch über eine unglücklichere Leidenſchaft zu ſeufzen haben, als Baron Wallner!“ Bey dieſen Worten bückte er ſich, wandte ſich ſchnell um, und verlor ſich ſo geſchwind in dem Gedränge, das uns umgab, daß er verſchwunden war, ehe ich mich von meiner Verle-

endlich alles ſo genau wußte, als ich ſelbſt. Noch jetzt begreife ich kaum, wie es zugegangen iſt; aber genug, ſie weiß es, und ich glaube, kein Criminalrichter kann treffender, liſtiger und verführeriſcher fragen, als dieſe Juliane, die ich fürchte, beynahe haſſen möchte, wenn ich dieſes Gefühl nicht für Sünde hielte, und doch bewundern muß. „Und was wollen Sie nun thun?" ſagte ſie endlich. Ich ſagte ihr, daß ich an Blum ſchreiben, mich wegen meiner dreymahligen Abweſenheit, als er mich die Woche vorher beſuchte, entſchuldigen, ihn um einen Beſuch bitten, und mich dann ganz rechtfertigen wollte. „Sehr wohl!" antwortete ſie; „aber was werden Sie ihm eigentlich ſagen?" „Daß er mir Unrecht thue, daß ich Wallnern blos ſchätze, weil er es wirklich verdient, daß ich aber nur ihn lieben, und ihm ewig treu ſeyn werde, daß ſich Wallner auch wirklich keine Hoffnungen mache, und daß ich mich künftig ſo betragen würde, um auch jede kleine Äußerung ſeiner Gefühle abzuhalten." Hier fing ſie an, laut zu lachen. „Wie wollen Sie denn das anfangen?" Ich ſagte ihr, ziemlich verdrießlich über ihr Gelächter, was ich dir vorher über dieſen Punct geſchrieben habe. „Meinen Sie denn, daß Blum Ihnen das glauben wird? und ſind Sie wirklich ſelbſt davon überzeugt?" Lor-

chen!" fing sie jetzt auf einmahl sehr ernst an, indem sie mir die Hände auf beyde Schultern legte, und mir scharf in's Gesicht sah, „Lorchen! Sie kennen sich selbst nicht, Sie täuschen sich selbst; Sie meinen es redlich, aber — Sie lieben Wallnern." Diese Worte sprach sie langsam, gezogen, und mit einem Blicke aus, der bis in das Innerste meiner Seele zu dringen suchte. Ich erschrak; es war mir, als ob ein Blitz vor mir niederführe. Ich trat zurück, sah sie starr an, und vermochte nicht, ihr sogleich zu antworten.

„Ja," fuhr sie fort, „Sie lieben ihn. Der warme Antheil, den er an Ihnen seit Ihrer Bekanntschaft genommen hat, seine stille Trauer, seine unglückliche Liebe hat Sie gerührt; Sie fühlen Mitleid mit ihm, und vom Mitleid mit einem schönen, liebenswürdigen, jungen Mann ist bis zur Liebe nur ein sehr kleiner Schritt."

Ich wollte sie unterbrechen; sie ließ mich nicht zum Worte kommen. „Den Schritt haben Sie größten Theils auch schon gethan," sagte sie, und fing nun an, eine Menge kleiner Beobachtungen herzuzählen, die sie über mich und Wallnern gemacht hatte. Ich erschrak über den aufmerksamen Spion, den ich an ihr gehabt hatte; aber ich mußte gestehen, daß sie meist überall

endlich alles so genau wußte, als ich selbst. Noch jetzt begreife ich kaum, wie es zugegangen ist; aber genug, sie weiß es, und ich glaube, kein Criminalrichter kann treffender, listiger und verführerischer fragen, als diese Juliane, die ich fürchte, beynahe hassen möchte, wenn ich dieses Gefühl nicht für Sünde hielte, und doch bewundern muß. „Und was wollen Sie nun thun?" sagte sie endlich. Ich sagte ihr, daß ich an Blum schreiben, mich wegen meiner dreymahligen Abwesenheit, als er mich die Woche vorher besuchte, entschuldigen, ihn um einen Besuch bitten, und mich dann ganz rechtfertigen wollte. „Sehr wohl!" antwortete sie; „aber was werden Sie ihm eigentlich sagen?" „Daß er mir Unrecht thue, daß ich Wallnern blos schätze, weil er es wirklich verdient, daß ich aber nur ihn lieben, und ihm ewig treu seyn werde, daß sich Wallner auch wirklich keine Hoffnungen mache, und daß ich mich künftig so betragen würde, um auch jede kleine Äußerung seiner Gefühle abzuhalten." Hier fing sie an, laut zu lachen. „Wie wollen Sie denn das anfangen?" Ich sagte ihr, ziemlich verdrießlich über ihr Gelächter, was ich dir vorher über diesen Punct geschrieben habe. „Meinen Sie denn, daß Blum Ihnen das glauben wird? und sind Sie wirklich selbst davon überzeugt?" Lor-

chen!" fing sie jetzt auf einmahl sehr ernst an, indem sie mir die Hände auf beyde Schultern legte, und mir scharf in's Gesicht sah, „Lorchen! Sie kennen sich selbst nicht, Sie täuschen sich selbst; Sie meinen es redlich, aber — Sie lieben Wallnern." Diese Worte sprach sie langsam, gezogen, und mit einem Blicke aus, der bis in das Innerste meiner Seele zu dringen suchte. Ich erschrak; es war mir, als ob ein Blitz vor mir niederführe. Ich trat zurück, sah sie starr an, und vermochte nicht, ihr sogleich zu antworten.

„Ja," fuhr sie fort, „Sie lieben ihn. Der warme Antheil, den er an Ihnen seit Ihrer Bekanntschaft genommen hat, seine stille Trauer, seine unglückliche Liebe hat Sie gerührt; Sie fühlen Mitleid mit ihm, und vom Mitleid mit einem schönen, liebenswürdigen, jungen Mann ist bis zur Liebe nur ein sehr kleiner Schritt."

Ich wollte sie unterbrechen; sie ließ mich nicht zum Worte kommen. „Den Schritt haben Sie größten Theils auch schon gethan," sagte sie, und fing nun an, eine Menge kleiner Beobachtungen herzuzählen, die sie über mich und Wallnern gemacht hatte. Ich erschrak über den aufmerksamen Spion, den ich an ihr gehabt hatte; aber ich mußte gestehen, daß sie meist überall

recht geſehen hatte. Nun ging ſie weiter, und erklärte jene Erſcheinungen aus meinen und Wallners Gefühlen; ſie entwickelte mein eigenes Herz mit einer Kenntniß, einer Genauigkeit, die mich zittern machte; ich war beſchämt, verwirrt, erſchrocken, wenn ich ſo ſagen darf. Sie überzeugte mich zwar nicht ganz; aber ich war doch nicht im Stande, ihr zu widerſprechen. Der Sieg blieb in ihren Händen; ich mußte zuletzt zugeben, worüber mein ganzes Weſen ſchauderte, daß Wallner mir wirklich nicht ganz gleichgültig ſey.

„Und nun," ſagte ſie in ſchneidendem Ton und einem Blicke, der mich erſchütterte, „nun gehen Sie hin, und ſchreiben Sie Ihrem Jugendfreunde, bitten Sie ihn zu kommen, rechtfertigen Sie ſich, ſagen Sie ihm, daß er Ihnen Unrecht gethan hat, daß Sie ihn ganz allein und unausſprechlich lieben, daß Wallner nichts als Ihre kalte Achtung beſitzt, daß er geſtern Abends ganz falſch geſehen habe, wenn er Thränen in Ihren Augen und tiefe Rührung der keimenden Liebe in Ihren Zügen geleſen hat; das ſagen Sie ihm, und nun Adieu! Sie wiſſen, was Sie wiſſen ſollten. Es war, wie ich glaube, meine Pflicht, Sie über den Zuſtand Ihres Herzens aufzuklären, und eine Täuſchung

zu zernichten, die zwey edle Männer und ein gutes Mädchen, je länger sie dauerte, je unglücklicher gemacht haben würde. Was Sie künftig zu thun haben, wie Sie sich gegen Blum und Wallner betragen sollen, das muß Ihnen Ihre Vernunft und Ihre Redlichkeit vorschreiben. Nur das, liebes Lorchen, bitte ich Sie, zu bedenken, ob Ihre Denkart nach einer so genauen, und, wie mir scheint, erwünschten, Bekanntschaft mit der großen Welt besser mit der stillen Lebensart, die Ihnen Ihr Jugendfreund anweisen wird, oder mit dem fröhlicheren Gange harmoniren werde, den Sie an Wallners Seite gehen könnten." Bey diesen Worten erhob sie sich rasch, und eilte aus dem Zimmer.

Ich kann dir die Bestürzung, den Schrecken nicht genug schildern, in welchen ihre Reden mich gestürzt hatten. Ja, Thereſe, ich fühlte, sie hatte in vielen Stücken Recht. Ich bin strafbar. Wallner ist mir mehr, als er seyn sollte. Ich habe Ferdinanden verrathen, ich habe seine Rechte gekränkt. Aber was kann ich thun? Kann ich jetzt hintreten, und es ihm entdecken? Mit welcher Stimme, mit welcher Fassung kann ich ihm eine Erklärung geben, die seine Ruhe vergiften, seine Achtung gegen mich vermindern, und bey seiner feinen und lebhaften Art

zu fühlen vielleicht die gewaltſame Auflöſung eines Bandes nach ſich ziehen würde, an dem Trotz meiner Verirrung mein ganzes Glück hängt? Ach Thereſe! welche Widerſprüche in dieſem Herzen! Iſt es möglich, kann man zwey Perſonen auf einmahl lieben? konnte ich ſo tief ſinken, bis zu dieſem Leichtſinne, dieſer Doppelherzigkeit, ich, die ſonſt jede Untreue, jedes zu geſchwinde Vergeſſen eines geliebten Gegenſtandes für Hochverrath hielt? Thereſe! was wird aus mir werden? Ach, ich zittere jetzt davor, daß Ferdinand kommen wird! Wie kann ich vor ihm erſcheinen? wie werde ich ſeinen Anblick aushalten? und doch fließen meine Thränen über ſein Außenbleiben. Seit vorgeſtern, ſeit jenem unglücklichen Abend habe ich ihn nicht mehr geſehen. Geſtern waren wir wieder den ganzen Tag nicht zu Hauſe. Es war Familientafel bey meinem Vormund, und ich war eines Theils froh, daß das Geräuſch, die laute Fröhlichkeit, welche dabey herrſchte, die wehmüthigen Gefühle meines Herzens übertäubte. Als ich nach Hauſe kam, forſchte ich bey allen Hausleuten, ob niemand hier geweſen ſey. Man hatte niemand geſehen. Er war nicht gekommen; und zu ſchreiben, ach Thereſe! zu ſchreiben kann ich mich in dieſer Gemüthsſtim-

mung nicht entſchließen. Was wird Ferdinand von mir denken? was wirſt du denken? O verachte mich nicht, verſtoß mich nicht aus deinem Herzen, und denke beſſer von mir, als ich ſelbſt es thue!

Zwey und zwanzigster Brief.

Dieſelbe an dieſelbe.

*** den 6. Jänner 1798.

Iſt es die Strafe der Schuld, die mich verfolgt? Muß ich eine Schwachheit meines zu weichen Herzens ſo bitter büßen? O was iſt es, das alle meine Plane, mich zu retten, zerſtört, und meinen unbedeutendſten Handlungen einen Schein gibt, der meine Schuld und meine Rettungsloſigkeit vergrößert? Blum iſt verreiſet, zu ſeinem Bruder, der tödtlich krank geworden iſt; ich werde ihn vielleicht viele Tage nicht mehr ſehen, und den Tag, wo er Abſchied nehmen wollte, mußte er mich wieder verfehlen! Am Abende nach dem Neujahrstage war unſere Geſellſchaft ganz klein; nur Wallner und einige von den vertrauten Freunden des Hauſes waren zugegen. Ich war niedergeſchlagen, Wallner ebenfalls; er näherte ſich mir kaum, und mir war es lieb, denn es erleichterte meinen Vorſatz, ihm

jede Hoffnung zu benehmen. Ich erwartete Ferdinanden. Ich zitterte, wenn die Thür aufging, weil ich seine Gegenwart fürchtete, und dennoch fiel es mir immer schwerer und schwerer auf's Herz, daß er auch heute nicht kam. Bey einer Pause, die unterm Spiele gemacht wurde, trat Wallner, der heute keine Partie angenommen hatte, zu mir, und fragte — o Thereſe, mit welcher Schüchternheit, welcher Delicateſſe! um die Urſache meines veränderten Betragens, ob er mir Anlaß zum Unwillen gegeben habe, weil ich ihm vorgeſtern und heute ſo fremd begegnet ſey. Ich war äußerſt verlegen, und wußte nicht gleich, was ich ſagen ſollte. Er drang mit ſanften Klagen in mich. Gott weiß, wie ich ſo kopflos ſeyn konnte; aber es war, als wollte mir nichts anders einfallen, und ſo ſchob ich endlich, dumm genug, die Schuld auf Verſtimmung und auf einige trübe Augenblicke, die ich Blums wegen gehabt hätte. Er ſchien mehr Sinn in meine Worte zu legen, als ich ſelbſt; er ſah betroffen aus, wollte ſprechen, und ſchwieg doch wieder, als reuete ihn das, was er ſagen wollte, verneigte ſich ſtumm, und ging zum Spieltiſch zurück. Ich wußte mir ſein Betragen nicht recht zu erklären; aber Blums Außenbleiben, und das Bild ſeiner ſchönen Couſine, das ſich mir unauf-

hörlich vor die Seele drängte, beschäftigten mich zu sehr, als daß ich über Wallnern hätte nachdenken können. Die kleine Gesellschaft blieb zum Abendessen. Wallner nahm seinen Platz neben Julianen; ich sah ihn still und eifrig mit ihr sprechen. Mit mir redete er wenig. So verging der Abend, und ein tröstender Schlummer schloß endlich sehr spät nach Mitternacht meine thränenvollen Augen, die sich über Blums Kälte, über meine Schuld gegen ihn, und über heiße feste Vorsätze, meinen Fehler gut zu machen, müde geweint hatten.

Am Morgen kam Juliane in's Zimmer. Sie fragte mich, ob ich nicht von der Partie seyn wollte, einen künstlichen Arbeitstisch zu besehen, der bey einem Galanteriehändler stand, und erst aus England gekommen war; Wallner hätte ihr gestern davon gesagt, und werde um zwölf Uhr sie und ihre Mutter abhohlen. Ich stand eine Weile an, ob ich zusagen sollte. „Sie bedenken sich" sagte sie endlich mit einem seltsamen Tone. „Freylich, nachdem Sie Wallnern gestern förmlich abgewiesen haben, wissen Sie jetzt nicht so eigentlich, ob sich's schicken wird, mit ihm auszufahren." Ich war ganz erstaunt, und fragte verwundert: „Abgewiesen? wann und wie? Dazu habe ich gar kein Recht; denn Wallner hat

ſich nie gegen mich erklärt. „Das weiß ich nicht," erwiederte ſie, „das mögen Sie mit ſich ſelbſt ausmachen; genug, er hat die Antwort, die Sie ihm geſtern gaben, ſo verſtanden, daß Sie ſeinetwegen mit Blum Verdruß gehabt hätten, und ihn deßwegen künftig kalt behandeln wollten."

Ich wurde recht ärgerlich über das Hin- und Hererzählen, und wiederhohlte Julianen, was ich Wallnern geſagt hatte. „Aber, liebes Kind," erwiederte Juliane mit einem mitleidigen ſpöttiſchen Tone, der mich unendlich verdroß: „was heißt denn das anders, als: Ich darf nicht zu freundlich mit Ihnen ſeyn, weil ich ſonſt Verdruß mit meinem Geliebten habe. Nehmen Sie mir's nicht übel, Lorchen! das war ſehr aufrichtig, aber ſehr unklug geantwortet, beſonders wenn Wallner, wie Sie ſagen, ſich nie erklärt hat. Muß er nicht, wenn er vielleicht keine ernſthaften Abſichten hatte, über ihre Schwachheit lächeln? Und wenn er ſie hat, wenn er Sie wahrhaft liebt, wie ich gewiß glaube, ſo muß ihn ein ſolches Betragen tief ſchmerzen. Womit hat er dieſe kalte Zurückweiſung verdient? worin hat ſeine ehrerbiethige Liebe die Anſprüche Ihres Geliebten oder Ihre Ehre gekränkt? Wahrlich, Sie treiben ihre Gewiſſenhaftigkeit ſehr weit. Das Schlimmſte an der Sache iſt, daß Blum bey

weiten nicht so ängstlich ist, als Sie. Er war gestern den ganzen Tag bey seiner Cousine, und unterhielt sich sehr gut, während Sie voll übertriebener Delicatesse einen Mann tief kränkten, der in keiner Rücksicht dieß Betragen um Sie verdient hat." Bey diesen Worten zog sie ihre Brieftasche heraus, und nahm ein Billet aus derselben, das sie mir reichte. „Das ist von Babetten," sagte sie, „lesen Sie's. Um zwölf Uhr kommt Wallner; bis dahin überlegen Sie, was Sie zu thun, und wie Sie sich gegen ihn zu betragen haben."

So ging sie, wie eine Gouvernante, die ihrem Zöglinge den Text gelesen hat, und die Straffällige nun ihren quälenden Gedanken überläßt. Und das waren sie wirklich für mich, quälend im höchsten Grade. Ich hatte das Billet entfaltet, als sie noch im Zimmer war; aber vergeblich zu lesen versucht. Tausend widersprechende Vorstellungen, jede peinlicher als die andere, zerstreuten meine Denkkraft, und machten es mir unmöglich, nur zwey Worte mit Sinn zu lesen. Endlich gelang es mir doch, und ich las. O meine Therese! die Worte dieses Zettels werden lange in meiner Seele wiederhallen. Babette schreibt in einem muntern schäkerhaften Tone, daß sie Julianens Einladung, sie als gestern

zu besuchen, nicht habe annehmen können, weil sie gar zu angenehme Gesellschaft gehabt habe. „Ferdinand" — merke wohl, Thereſe! ſie nennt ihn vertraulich nur mit dem Vornahmen — „hat bey uns geſpeiſet, und iſt Abends mit uns in's Theater gegangen. Daß ich mich köſtlich unterhalten habe, brauche ich dir nicht zu verſichern, und ich meine, ſein Tag wird ihn auch nicht gereuet haben; denn es ſcheint, die Wolken, welche ſeine Stirn, als er zu uns kam, noch verfinſterten, waren am Abende ſo ziemlich gewichen. Er war heiter, geſprächig, ſogar zuweilen muthwillig; kurz, der Tag war zu ſchön zugebracht, um nicht bald wiederhohlt zu werden u. ſ. w."

Alſo Blum war heiter, muthwillig ſogar, und das bey ſeiner ſchönen Couſine. Bey mir iſt er immer finſter, grämlich, und mir kann es nicht gelingen, die Wolken von ſeiner Stirn zu verſcheuchen. O Thereſe! wie mich dieſe Bemerkung ſchmerzte, kann ich dir nicht ſagen. Daß ſie wahr war, konnte ich nicht bezweifeln, und ſein Betragen beſtätiget mir es ja genugſam. Warum kam er ſeit drey Tagen nicht? Es iſt wahr, er glaubte ſich am Neujahrstage von mir beleidiget; aber drängte ihn ſein Herz denn nicht, mit mir darüber zu ſprechen? trieb es ihn nicht

wenigſtens, mir Vorwürfe zu machen? die macht man ja gern, ſo lange man noch Antheil an der Perſon, die uns kränkte, nimmt; und nur mir macht er keine. Und ich habe mir ſeinetwegen ſo viele gemacht! Ich habe mir vorgenommen, mit ſo viel Ängſtlichkeit über jede meiner Handlungen zu wachen, damit nur ja kein Schatten von Verdacht mehr ſein Herz quäle, damit ich ihm jeden Kummer, jede Sorge erſpare. Ich habe ſeinetwillen einen edlen Mann gekränkt, der mich aufrichtig und vielleicht zärtlicher liebt, als Blum! Solche und noch tauſend quälendere, beſchämendere Gedanken folterten mich, und zerriſſen ſchmerzhaft mein tief erſchüttertes Herz. Lange ſaß ich, das fatale Billet in der Hand, an meinem Tiſche, und wäre vielleicht noch länger geſeſſen, wenn nicht die Jungfer eingetreten wäre, um mich zu erinnern, daß es Zeit zum Friſiren und Ankleiden ſey. Es war halb zwölf Uhr; ich eilte, mit meinem Anzuge fertig zu werden, und war es noch nicht ganz, als das Mädchen der Frau von Schöndorf eilig kam, um mir zu ſagen, es ſey angeſpannt, und Baron Wallner ſchon da. Was ſollte ich thun? ſollte ich gehen? ſollte ich bleiben? Ich beſchloß zu gehen; denn hatte ich nicht ein Unrecht gegen Wallnern gut zu machen, und mußte ihn, wenn er mich

liebte, mein Wegbleiben nicht noch tiefer kränken? mußte nicht, Falls er mich nicht liebte, dieſe übel angebrachte Sprödigkeit mich lächerlich machen? Ich ging hinüber. Er verbeugte ſich, ohne ſich mir zu nähern, ohne meine Hand zu küſſen, was er ſonſt nie unterließ. Sein braunes Haar hing ungepudert, und nur nachläſſig gelockt, auf ſeiner Stirn, und machte das ohnehin blaſſe Geſicht noch bleicher. Sein ganzes Benehmen trug ſo ſichtbar das Gepräge eines tiefen Kummers, daß ſogar Frau von Schönborf, die nicht leicht etwas bemerkt, ihn darüber anredete. Er ſchützte Kopfweh vor, und jeder Ton ſeiner unterdrückten Stimme drang ſtechend in mein Herz. Wir fuhren fort. Während wir Frauenzimmer den Tiſch beſahen, der ſehr ſchön gearbeitet war, und in zahlloſen Schubladen und Fächern die Werkzeuge zu allen erdenklichen weiblichen Arbeiten, zum Schreiben, Zeichnen u. ſ. w. enthielt, ſtand Wallner mit verſchränktem Arme ſtumm und düſter am Fenſter, und ſah in die fallenden Schneeflocken, die der Nordwind tobend herum jagte. Ich konnte es nicht länger aushalten; ich trat zu ihm, legte meine Hand auf ſeinen Arm, und fragte ihn theilnehmend, ob ſein Kopfſchmerz noch immer ſo heftig ſey? Er ſah mich ſtarr und ſchweigend an. „Sie

hätten in dieſem Wetter nicht ausgehen, Sie hätten ſich ſchonen ſollen," ſetzte ich hinzu, und erſchrak ſelbſt über die Weichheit des Tons, mit dem ich dieſe Worte geſprochen hatte. Er ergriff meine Hand; ſein trübes Auge fing an zu funkeln. „Himmliſche Güte!" rief er, „wie iſt es möglich, ſo unendlich gut, und zugleich ſo grauſam zu ſeyn!" Ich ſchwieg verlegen und erröthend. „Erlauben Sie mir eine einzige Frage," rief er heftig: „Sind Sie mit Blum verſprochen?" „Das bin ich nicht, gewiß nicht," antwortete ich, vielleicht mit zu großer Heftigkeit. „O dann," rief er aus, und ſeine Augen ſtrahlten, „dann iſt noch nicht alles verloren!" Er küßte meine Hand, und führte mich zur Geſellſchaft zurück, und hatte nun plötzlich alle ſeine gewohnte Munterkeit wieder.

Juliane ſah bald mich, bald Wallnern forſchend an, und ſchüttelte lächelnd den Kopf. Ich war nun auch fröhlicher; denn ich hatte ja einem guten Menſchen eine frohe Stunde gemacht. Ach Gott! Wie ſchnell, wie bitter ward ich wieder aus dieſer leichteren Stimmung gebracht, und in meinen vorigen Kummer zurück geſtürzt! Wie ich auf mein Zimmer kam, eilte mir Julianens Mädchen entgegen, und brachte mir eine Viſitkarte von Blum mit p. p. c. Ich erſchrak. Was ſoll das bedeuten?" rief ich. „Herr Blum iſt da geweſen,

um sich zu beurlauben. Sein Bruder ist gefährlich krank; er reist heute nach Tische fort zu ihm." Ich habe ihm gesagt, er möchte nur einen Augenblick warten; Euer Gnaden wären nur mit der gnädigen Frau und Baron Wallnern ausgefahren, und würden gleich wieder kommen. Er schien sich eine Weile zu besinnen, dann aber zog er das Billet heraus, und sagte, er könne unmöglich warten; ich möchte Euer Gnaden sagen, es wäre ihm sehr leid, Sie nicht getroffen zu haben.

Ich war so betroffen, daß ich dem Mädchen keine Antwort geben konnte. Stumm legte ich die Karte vor mir auf den Tisch, setzte mich hin, und sah sie starr an, ohne im Gewühle peinlicher Gefühle und Gedanken einen bestimmten Begriff fassen zu können. Als der Sturm in meinem Innern sich gelegt hatte, als ich wieder klar und deutlich zu denken vermochte, o meine Schwester! welche schmerzende Resultate zog meine Vernunft aus den feindseligen Begebenheiten und Umständen, die mich seit den letzten Tagen, ich kann wohl sagen, verfolgten! Soll ich denn wirklich von Ferdinanden gerissen werden? sollen denn alle Bande zwischen uns sich lösen? muß uns ein feindlicher Dämon gerade in jenen Augenblicken zusammen führen, wo aus den Umständen Mißverständnisse entstehen müssen, und ihn immer von mir

entfernen, wenn ich mich gegen ihn erklären, und ein peinliches Verhältniß freundlich lösen möchte? Was wird er von mir denken? wie schmerzend muß der Zustand seines guten, tief fühlenden Herzens seyn, wenn er jetzt mit diesem Argwohne, diesem Verdacht gegen mich dem Anblick eines sterbenden Bruders, einer verzweiflungsvollen Familie entgegen gehen soll. Nein, sagte ich zu mir selbst, was auch immer sein Verhältniß gegen Babetten seyn mag, was ihn auch bewegen mag, meine Hand auszuschlagen, und mir so kalt zu begegnen, gegen eine Lage, wie die seine, verschwindet jede Bedenklichkeit, jeder Groll, und es ist meine Pflicht, alles zu thun, was in meinem Vermögen steht, um seiner Seele, wenigstens auf der einen Seite, so viel Frieden und Freude zu geben, als ich kann. Ich werde ihm schreiben, ich werde mich über alles rechtfertigen, ihm jeden Umstand mit aller Wahrhaftigkeit erzählen, und dieß Herz, das so fest an dem seinen hängt, offen und wahr vor ihm zeigen. Vielleicht gibt dieß uns beyden die verlorne Ruhe wieder, und zieht ein Band wieder fester, das nur mit dem Glücke meines Lebens zugleich zerrissen werden könnte.

So dachte ich, und fand eine Art von wehmüthig süßer Beruhigung, von Hoffnung sogar in diesem Entschlusse. Ich wollte nur warten, bis

Ferdinand bey seinem Bruder angekommen seyn würde, damit mein Brief ihn sicher treffe. Noch beschäftigten mich diese Entwürfe, als Juliane hereintrat und mich fragte, ob Blum da gewesen sey, indeß wir aus waren? Ich bejahete es, und barg ihr den Verdruß und die Sorge nicht, die mir dieß abermahlige Verfehlen machte. „Sonderbar," rief sie, „daß er gerade jetzt kommen mußte, oder kommen wollte, wo er wußte, daß Sie nicht zu Hause wären." „Er wußte es?" fragte ich erstaunt. „Natürlich! er hat uns ja fahren sehen. Er ging die Straße herauf, als wir hinab fuhren; ich habe ihn noch gegrüßt. Er hat Sie auch gesehen; nur haben Sie ihn nicht bemerkt." „Warum haben Sie mir nichts davon gesagt?" rief ich. „Ich dachte nicht, daß es so nothwendig oder so interessant wäre, es Ihnen zu sagen, besonders vor Wallnern, vor dem ich in seiner heutigen Stimmung Blums Nahmen ungern genannt hätte. Er verdient, glaube ich, diese Schonung." Ich schwieg nachdenkend und verdrießlich. „Es sieht beynahe so aus," hob sie an, indem sie sich von mir abwandte, und in den Büchern blätterte, die auf dem Tische lagen, „als hätte er sie nicht antreffen wollen, als hätte er diese Stunde geflissentlich ausgesucht." Ich schwieg noch immer. „Auffallend ist es bey allem dem," fuhr sie fort,

„daß er gerade, seit dem er so oft zu Babetten kommt, die Stunde, wo er Sie. treffen kann, so sehr verfehlt. Babette ist glücklicher, oder mehr zu Hause, als Sie; die trifft er immer an." — „Es ist auch wahr," rief ich jetzt hastig, „ich gehe sehr oft, wahrlich zu oft aus; er muß mich wohl verfehlen." — „Doch nicht öfter als vormahls," erwiederte Juliane gelassen, und fuhr fort zu blättern; „es trifft sich nur jetzt immer so sonderbar. Er weiß ja doch z. B., daß Sie Abends viel zu Hause sind, um zwölf Uhr hingegen öfters spazieren fahren; und jetzt wählt er meistens diese Stunde und läßt sich Abends wenig sehen. Das ist doch gewiß auffallend."

So währte unser Gespräch noch eine Weile fort, und Juliane träufelte langsam Tropfen für Tropfen das Gift des Verdachtes in mein Herz. Ach Therese, wenn sie die Wahrheit redete! Auffallend ist es immer, und wenigstens darf ich es bey diesen Umständen nicht wagen, ihm zuerst zu schreiben. Er wird doch an mich denken, er wird mir doch schreiben; dann will ich mich nach seinem Briefe richten. O meine Schwester! wohin ist es mit uns gekommen, daß ich solcher Vorsichtigkeit, solcher kluger Maßregeln gegen Ferdinanden bedarf! Er liebt vielleicht Babetten, und ich — O! Schwester! ich schlage reuig aber muthlos an

mein Herz; ich weiß mir nicht zu helfen, ich — o ich bin auch nicht so ganz gleichgültig gegen Wallner, als ich es seyn sollte! — Der Himmel gebe mir, Thereſe, daß ich Kraft und Muth zum Kampfe gegen mein Herz, gegen mein Schickſal erhalte, daß ich aus dem Streite der Empfindungen, der Verhältniſſe, in dem jetzt mein ganzes Weſen ſchwebt, wo nicht Ferdinands Liebe, doch wenigſtens meine Treue gegen ihn, meine Wahrhaftigkeit rette. Lebe wohl!

Drey und zwanzigſter Brief.

Juliane von Schöndorf an Babette Leſſert.

*** den 6. Jänner 1798.

Sie können ſich Glück wünſchen, liebe Babette, wenn das ſo fort geht, und die zweyte Hälfte unſers Planes eben ſo ſchnell und erwünſcht ihr Ende erreicht, als die erſte. Der Zufall thut außerordentlich viel für Sie; und ich habe weiter kein Geſchäft, als hier und da ein wenig nachzuhelfen, und beſonders unſere Liebenden ſo wenig allein beyſammen zu laſſen, als möglich. Alle Erklärungen, alle zärtlichen Scenen, alle Gelegenheiten zu Erinnerungen an ihre Jugendjahre, an ihre Liebe, alle Geſpräche über die Zukunft müſſen verhindert, oder geſtört, oder durch irgend einen Umſtand ſo modificirt werden, daß ſie, ſtatt ſie einander näher zu bringen, nur dazu dienen, ſie mehr zu entfernen. Ich bin daher, ſo viel ich kann, zugegen, was mir leicht fällt, da mein Zimmer neben dem

Leonorens ist. Ich berede sie oft, mit mir auszugehen, und die Jungfer, die uns beyde bedient, hat ohne dieß ihre gemessenen Befehle. So gelang es mir sehr gut, Blum in der Neujahrswoche vier Mahl fruchtlos zu ihr gehen zu lassen. Bald war sie mit mir aus, bald wurde sie ohne ihr Wissen verläugnet; denn meine Cathon ist geschickt und verläßlich. Daß ihn das erbitterte, können Sie denken, und die Folgen waren ganz, wie ich sie hoffte. Er ist ohne Abschied fortgereiset. Machen sie jetzt nur, daß ich durch ihre Mutter oder die Dorfing zuweilen Nachrichten von seiner Reise erhalte. Sie gehörig an Mann zu bringen, wird meine Sorge seyn.

Nur eins ist zu fürchten, Leonorens unbeschreibliche, wahrhaft kindische Weichheit, in der kein bleibender Eindruck haftet, als den uralte Gewohnheiten und Jahre lang genährte Gefühle gemacht haben, und auf der andern Seite seine unbegreifliche Anhänglichkeit an dieß Geschöpf, das seiner sogar nicht werth ist. Es kommt also darauf an, die neuen Eindrücke, welche Wallner, die Welt, der Glanz und das Geräusch des neuen Lebens auf sie machen, so viel möglich zu verstärken, und auf der andern Seite jede Blöße, die sie gibt, jeden wahren Fehler, und jeden Schein zur Waffe gegen sie zu

machen, um in Blum die Überzeugung hervorzubringen, daß sie nicht mehr für ihn sey, daß er sie und sie ihn nicht mehr glücklich machen würde. Das ist schwer; aber es geht dennoch, und die armen Geschöpfe arbeiten mir in die Hand, und ahnden nicht, zu welchem Bau, unter dem ihr Glück begraben werden soll, sie selbst unbewußt, die Steine herbey tragen. Und begraben soll ihr Glück werden, dafür stehe ich! Sie sollen getrennt werden. Blum soll Leonoren nicht haben. Es wird von Ihrer Klugheit abhängen, ob Sie dann, wenn das Band zerrissen ist, ihre alten gegründeten Ansprüche mit Feinheit und Zartgefühl geltend zu machen wissen werden, und Sie wissen, daß ich deßhalb Ihren Plan, Blum von Leonoren zu trennen, und Ihre Absichten auf ihn durchzusetzen, gleich vom Anfange gebilliget, und sehr gern die Hand dazu gebothen habe. Wäre er nicht vielleicht jetzt schon Ihr Gemahl, wenn sein phantastischer Vater nicht durch den Tod einer eifersüchtigen Frau die Freyheit erhalten hätte, die Bekanntschaft mit seiner ersten Geliebten wieder anzuknüpfen, und seinen Sohn ihrer Tochter zu bestimmen? Lächerliche Anmaßung! was vermißt sich der Mensch, das Schicksal eines Andern auf Jahre hinaus feststellen zu wollen! Es rollt die Zeit unauf-

haltsam, es schafft und zerstört die Natur unabläſſig, und nicht der nächste Augenblick ist in unserer Gewalt. Laß den empfindsamen Vater, die zärtliche Mutter vor Jahren ihre Kinder mit einander versprechen, laß ihre weichen Seelen sich schon im voraus an dem künftigen Glücke der Kinder weiden, und in dem Bilde dieser Seligkeit Trost und Ersatz für eine eigene hingeopferte Jugend finden! Die Umstände verketten sich, der Zufall verwirrt, die Gelegenheit reißt fort, das Schicksal gebiethet, die Plane sind zerstört, die Bilder vernichtet, alles ist verschwunden, und die menschlichen Entwürfe und Anstalten stehen in ihrer armseligen Blöße da. Es ist eine Art von Freude für mich, an dieser Zertrümmerung mitwirken zu können. Der Mensch soll ja keinen Wunsch erreichen, keine Lieblings-Hoffnung erfüllt sehen; er soll elend seyn, und nur in sich selbst, in seiner Brust den Gott finden, der ihn auch über die Nothwendigkeit erhebt.

Übrigens, liebe Babette, geht alles seinen guten Weg. Wallner macht seine Sachen vortrefflich, obwohl er nicht halb so viel Kunst brauchte, als er anwendet, um so ein albernes Ding, wie diese Leonore, zu täuschen. Er gewinnt durch das Ansehen eines Hoffnungslosen immer mehr Platz in ihrem Herzen, und in eben dem Maße

verliert Blum den seinigen. Die Valsin drängt sich mit jedem Tage mehr an sie, und zieht sie unvermerkt in den berauschenden Wirbel ihrer Gesellschaft; — auch eine Erscheinung, die ich mir auf eine einzige Art erklären kann. Was will die geistreiche muntere Frau, die noch überall mit eigenem Lichte glänzen kann, und bey weiten nicht alt genug ist, um sich durch eine schönere Gefährtinn Huldigungen erkaufen zu müssen, mit diesem einfältigen, empfindelnden, schwachen Geschöpfe? Es ist unerklärlich, wenn ich nicht eine Muthmaßung annehme, die aber sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, und Wallners Schlauheit Ehre macht. Er hat mit der Valsin, als sie noch Mädchen war, in Verhältnissen gestanden, die sie ihm jetzt noch verpflichten, oder wenigstens ihr seine Wünsche werth machen. Wie wäre es, wenn er Leonoren durch den Umgang mit der Valsin, der Heerborn und ihren übrigen Freundinnen, die so ziemlich alle gleichen Gehalts sind, nach und nach in die Grundsätze seiner Schule einweihen, sie allmählich für ihn bilden, und zugleich desto mehr von ihrem strengen Liebhaber, der jene Weiber haßt und verabscheuet, dem der Umgang seines Mädchens mit ihnen ein Gräuel ist, entfernen wollte? Dem sey nun, wie ihm wolle, Sie sehen, daß alles,

Freund und Feind, ſich zu Ihrem Beſten vereinigt, und wir ſowohl als Wallner bald an unſerm Ziele ſtehen werden. Wallner wird ſich zwar ein bißchen betrogen finden; denn das Ziel, das er zu erreichen denkt, iſt von der Wahrheit ziemlich verſchieden. Es läßt ſich an den Fingern abzählen, daß er auf Leonorens Geld rechnet, um ſeine zerrütteten Finanzen herzuſtellen, aber eben ſo gewiß iſt's, daß er ſich zu große Hoffnungen macht. Ich weiß von ſicherer Hand, daß er ihr Vermögen auf hundert tauſend Gulden ſchätzt. Es iſt nur ſiebzig tauſend. Ich werde mich aber wohl hüthen, ihm das zu ſagen; denn es würde ſeinen Eifer um dreyßig tauſend Gulden kälter machen, und er iſt gerade der Mann, den wir brauchen, um unſere Abſichten auszuführen. Doch nun, dächte ich, hätte ich Ihnen vor der Hand genug geſagt, um Ihr Betragen und Ihre Hoffnungen darnach zu regeln; und nun leben Sie wohl!

am öfteſten geſchah, ſie war nicht zu Hauſe. So ſuchte ich ſie in einer Woche vier Mahl, und vier Mahl vergeblich. Sie mußte wiſſen, daß ich da geweſen war; denn ihr Mädchen hatte mich geſehen und geſprochen. Auch gegen den unbedeutendſten Fremden hätten die Geſetze der allgemeinen Höflichkeit eine Entſchuldigung ſchriftlich oder mündlich gefordert — mir ward ſie nicht. Man wußte, daß ich da geweſen, daß ich wieder zu kommen verſprochen, ſogar die Stunde meiner Wiederkunft beſtimmt hatte; man war dennoch wieder aus — oder ließ ſich verläugnen, und würdigte mich nicht einmahl einer Entſchuldigung. Ludwig, ich geſtehe dir, daß dieß Betragen meinen Zorn ſo ſehr reizte, daß ich beynahe entſchloſſen war, ſie nie wieder zu ſehen. O was ſind die Entſchlüſſe eines wahrhaft liebenden Herzens! Ich überredete mich, daß ich nur noch ein Mahl hingehen wollte, um ihr auf ewig Lebewohl zu ſagen — und um ſie gewiß zu treffen, ging ich am Neujahrsabend hin, wo die Familie gern zu Hauſe bleibt, um den ſüßen Weihrauch von hundert Glückwünſchen einzuſchlürfen, und die Pracht ihrer Meublen und Kleider zu zeigen. Ich trat ein. Der erſte Gegenſtand, auf den mein Auge fällt, iſt Wallner, der Leonorens Hand vertraulich hält, und in an-

gelegentlichem Gespräche scheint. Ich trete näher — die glücklichen Liebenden bemerken mich nicht — ich höre ihn von hoffnungsloser Liebe reden, und Blicke voll Leidenschaft begleiten diese Worte. Sie erröthet, sie ist ängstlich, wie eine Braut; Thränen der Rührung glänzen in ihrem Auge, sie sieht ihn an, mit welchem Ausdrucke! Ludwig! so sah sie einst nur mich an! Er hätte ein Pinsel seyn müssen, um diese Blicke nicht zu verstehen! Hastig riß er ihre Hand an seine Lippen, ruhte lange darauf; sie duldete es, ihr Auge sank nur verschämt, nicht unwillig nieder. Er ging. Nun sah sie mich. Ihr Erschrecken, ihr Stammeln war Beweises genug wider sie, wenn ich auch nichts gesehen hätte. Sie wollte sich entschuldigen; ich ersparte ihr die Mühe, und verließ sie.

Mit zerrissenem Herzen fand ich mich eine Stunde darauf in meinem Zimmer wieder, ohne daß ich gewußt hätte, wie ich nach Hause kam. Mein Geist war zerrüttet. Trotz aller Vorbereitungen, aller Ahndungen, die ich längst von meinem kommenden Unglücke gehabt hatte, betäubte mich doch die Gewißheit. Das abscheuliche Bild stand überall vor meinen Blicken. Lache nicht, Ludwig — ich war Thor genug, Wallnern fordern zu wollen; der Zettel lag schon ge-

ſchrieben vor mir. Nur mit Mühe gewann es meine beſſere Überzeugung über mein empörtes Gefühl. Ich warf mich auf's Bett; kein Schlaf beſuchte meine brennenden Augen. Am andern Tage wollte ich ſie aufſuchen, ich wollte ihr Vorwürfe machen, ich wollte förmlich mit ihr brechen. O was wollte ich nicht! Sie war wieder nicht zu Hauſe; die Familie brachte den Tag bey ihrem Vormund zu. Am zweyten war ich ſchon ſeit mehrern Tagen zu meiner Tante gebethen; und der Tag ging ſo leidlich hin, als es in meiner Lage möglich war. Der herzliche Ton, die ſchonende und doch aufrichtige Theilnahme meiner Verwandten that mir wohl. O meine Seele bedurfte dieſes Balſams, um ſie für den folgenden Schmerz zu ſtählen. Als ich Abends nach Hauſe kam, fand ich einen Brief von meiner guten Schwägerinn. Carl war gefährlich krank, man gab alle Hoffnung auf; er verlangte mich vor ſeinem Ende noch ein Mahl zu ſehen. Ludwig — ich wünſche meinem Feinde, ich wünſche Wallnern keine Nacht, wie die war, die ich nach dieſem Abende zubrachte. Am Morgen waren die Poſtpferde beſtellt. Ich ſchickte ſie fort, und hieß ſie ſpäter wieder kommen. Ich wagte es auf die Gefahr, einen über alles geliebten Bruder nicht mehr zu ſehen, ihm den letzten

Troſt im Tode zu rauben, weil ich Leonoren doch noch ſprechen wollte. Ich wußte, daß es ſpät Tag bey ihr wird; ich ging um zwölf Uhr hin — ſie war mit der Schöndorf und Wallnern ausgefahren. Ludwig! dieſer letzte Schlag machte mich beynahe wahnſinnig. Ich warf mich in den Wagen — der Poſtillon erhielt doppeltes Trinkgeld, um recht raſch zu fahren — ich hätte mich den brauſenden Pferden in den Weg werfen mögen, um mein Leben zu enden. — Laß mich über die Erinnerung dieſer Reiſe wegeilen. Es waren die ſchrecklichſten Stunden meines Lebens. Um mich her die unfreundlichſte Natur, in mir unausſprechlicher Gram, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gleich öde und troſtlos. Hier Leonore treulos und allen Künſten ihres Verführers allein überlaſſen, dort ein ſterbender Bruder, eine verzweifelnde Witwe, fünf vaterloſe Waiſen. Unter ſolchen Gedanken und Gefühlen kam ich nach P**g. Wie ſoll ich dir den Eintritt in das Haus beſchreiben? Dieſe Stille, dieß dumpfe Schweigen, dieſe bleichen traurigen Geſichter; dieß ſcheue Ausweichen, um nicht von einer Cataſtrophe zu reden, die jeder nur zu wohl voraus ſah. Ich fragte den erſten Bedienten, der mir begegnete, wie es ginge. „Schlecht," erwiederte der Menſch, „der gnädige Herr kennet ſeit

gestern niemanden mehr, der Doctor hat alle Hoffnung aufgegeben." Man rief meine Schwägerinn. Sie kam blaß, verweint, mit wankendem Schritte aus dem Zimmer. „Ach Ferdinand!" rief sie, „Gottlob, daß Sie gekommen sind! — Aber, o mein Gott! zu welchen Auftritten sind Sie gekommen!" Sie reichte mir die Hand, und ihre Thränen erstickten jedes fernere Wort. Jetzt begannen auch die meinigen zu fließen. Welche Macht der Sympathie und des gegenwärtigen Anschauens! Ich hatte nicht mehr gehört, als ich schon vorher wußte, ich war auf alles das vorbereitet; und doch hatte den ganzen schrecklich langen Weg über keine erleichternde Thräne meinem Herzen Luft machen können. Jetzt flossen sie häufig — ich schämte mich nicht, sie fließen zu lassen; sie erleichterten mich unaussprechlich, ich fühlte mich gestärkter, ruhiger. Der Anblick so vielen, so gegründeten fremden Jammers gab mir Kraft, mein eigenes Unglück zu ertragen. Wie schwanden die Klagen über eine zerstörte Liebe vor diesem nahmenlosen Schmerz einer gebeugten Witwe und fünf vaterloser Waisen in Nichts zurück! Ich schämte mich beynahe meiner vorigen muthlosen Trauer. Als wir uns beyde ausgeweinet hatten, fragte ich das gute Weib, ob ich meinen Bruder sehen könnte. „Ach, er wird

Sie nicht kennen!" rief ſie ſchmerzhaft; „aber ich will Sie zu ihm führen, er hat ſo ſehnlich nach Ihnen verlangt." Und nun führte ſie mich in's Krankenzimmer. Ich trat an's Bett — ich ergriff meines Bruders Hand; mein Herz war voll zum Zerſpringen. „Willkommen, lieber Carl!" ſagte ich leiſe, „kennſt du mich?" — Und ſiehe — des Kranken bleiche Züge bewegte ein ſchwaches Lächeln; er drückte meine Hand ſo, daß ich es fühlte, und nickte mit dem Kopfe. Ich ſagte ihm nun, daß ich gekommen ſey, weil er es verlangt habe, und daß ich, wenn er beſſer ſeyn werde, mit ihm ſprechen würde. Er lächelte wieder, und legte die Hand auf's Herz mit einem Ausdruck, als wenn er mir danken wollte. Ich war unbeſchreiblich gerührt. Der Wachdoctor war ſehr verwundert, daß er mich erkannt hatte, indem er ſchon ſeit geſtern weder ſeine Frau noch Kinder gekannt, und nichts geredet hätte! ja er ſchöpfte ſogar einige Hoffnung aus dieſem Zeichen des wieder aufgeregten Bewußtſeyns; aber er ermahnte mich, nicht länger zu bleiben. Ich ging zur Frau. Wie doch das Unglück ſonſt verſtändige Menſchen ſchwach macht! Sie ließ es ſich nicht nehmen, daß ihr Mann nun gewiß ſterben würde; er habe nur auf mich gewartet, um zu verſcheiden. Ich ſagte ihr den Ausſpruch

des Arztes. Ein Strahl von Hoffnung blitzte aus ihren erloschenen Augen; aber gleich versank sie wieder in ihre vorige Muthlosigkeit. Sie schüttelte ungläubig den Kopf, und schien jenem Volkswahne mehr zu glauben, als dem Arzte. Wir sprachen nun von den Einrichtungen, welche sie zu treffen Willens war, wenn der gefürchtete Schlag wirklich käme. Sie hatte noch auf nichts gedacht, sich auf nichts besinnen, gar keinen Entschluß fassen können. „Ach!" sagte sie, „es ist überall Nacht, wo ich hindenke, wo ich hinblicke. Fünf unerzogene Kinder, ein großes Handelshaus, und nun ohne ihn, der mir Vater, Führer, Freund, alles, alles auf der Welt war! O lieber Schwager! ich kann gar nichts erdenken, mich auf nichts besinnen, was meine Lage nur im geringsten erleichtern könnte. Sterben, Sterben wäre jetzt für mich und meine Kinder das Beste." Ich sprach ihr Muth ein, ich regte ihre Mutterliebe auf, ich versprach ihr, ihr Bruder, der Vater ihrer Kinder zu seyn, mich mit ihrem Hause zu associiren, und ihre Geschäfte wie meine eigenen zu führen. Du hättest den Ausdruck von Hoffnung, von innigem Danke, von wahrhaft kindlicher Rührung sehen sollen, der die ohnedieß angenehmen Züge des liebenswürdigen Weibes verklärte. Sie konnte eine Wei-

le nicht ſprechen. Als ſie zu reden vermochte, hatte ich Mühe, ſie abzuhalten, daß ſie mir nicht zu Füßen fiel, um mir knieend zu danken. Ach Ludwig! ich war ſelig in dieſem Augenblicke, Trotz alles deſſen, was noch auf meinem Herzen lag. Ich hatte ja ſechs, wo nicht glückliche, doch ruhige Menſchen gemacht, und der dumpfen Verzweiflung eines edlen guten Weibes gewehrt. Sie rief nun, Trotz meines Abhaltens, ihre Kinder, ſie machte ihnen meinen Entſchluß bekannt; die Kleinen umringten mich, ſie küßten weinend meine Hände, und verſprachen mich zu lieben, und mir zu gehorchen, wie ihrem guten Vater. Ich habe die Kinder immer geliebt; der Anblick zerriß mein Herz. Ich drückte die armen Kleinen an meine Bruſt, ich küßte ſie, ich verſprach ihnen mit thränenden Augen, auch ein guter Vater zu ſeyn. Während dieſes erſchütternden Auftrittes trat der Arzt in's Zimmer, und ſagte uns, daß mein Bruder zu ſchlummern anfange; eine Wohlthat der Natur, die er ſeit mehreren Tagen gar nicht mehr genoſſen hatte. Er erwachte etwas geſtärkt, aber ohne noch ſprechen zu können. Ich brachte die Nacht bey ihm zu; gegen Morgen entſchlummerte er wieder. Als er erwachte, fragte er ſogleich nach mir und ſeinem Weibe. Man hohlte mich; denn ich war, als ich

ihn ſchlummern ſah, in mein Zimmer gegangen, um nach zwey ſchlafloſen Nächten und ermüdenden Tagen eine Weile zu ruhen. O mein Ludwig! welche Scene der ſanfteſten, rührendſten Zärtlichkeit erwartete mich in meines Bruders Zimmer! Er empfahl mir ſein Weib und ſeine Kinder im Falle ſeines Todes, er dankte mir für meine Bereitwilligkeit, zu kommen, er verſuchte, ſo viel es ſeine Schwäche zuließ, mir die Freude zu beſchreiben, die ihm mein Anblick geſtern gemacht hatte. Der Wachdoctor mußte endlich den Ergießungen ſeines gerührten Bruderherzens durch einen Machtſpruch Einhalt thun, um ihm keine Erſchöpfung zuzuziehen. Jetzt kam ſeine Frau mit dem Arzte, der ſehr zufrieden mit ſeinem Kranken ſchien, und uns verſicherte, daß, wenn es bis morgen ſo fortginge, er uns wieder Hoffnung geben könne. Wie kann ich dir das Wiederaufleben des guten Weibes, die ängſtliche Freude, die aus ihrem Geſichte ſprach, dieſe rege Thätigkeit, ihren Mann zu bedienen, ſeinen Zuſtand zu erleichtern, und alles zu vermeiden, was ihn von neuen in Gefahr ſtürzen könnte, beſchreiben? Ich ſah ihr eine Weile zu, und bey dem Anblicke dieſer heiligen Auftritte häuslichen Glückes und ehelicher Treue fingen die Wunden meines Herzens auf's neue zu blu-

ten an. So hatte ich auch einst geliebt und besorgt zu werden gehofft, solche Treue, solche Liebe hatte ich von ihr, die ich nicht mehr nennen will, erwartet, so glücklich, wie mein Bruder, hoffte ich auch zu werden — und nun — das alles zerstört, verheert, zu Grunde gerichtet durch Leichtsinn und Eitelkeit!

Die folgende Nacht war noch besser. Gestern erwachte er recht froh und so sichtlich gestärkt, daß der Arzt ihn für den Augenblick ganz aus der Gefahr sprach, und uns versicherte, daß, wenn wir durch genaue Befolgung aller Vorschriften jeden Rückfall zu verhindern suchten, er unserm geliebten Kranken in wenig Tagen eine vollkommene Wiederherstellung versprechen könne. Nun ist alles wieder froh, voll Hoffnung, voll Freude. Die Kinder hohlen ihr Spielzeug wieder hervor, hüpfen und scherzen wieder, und nehmen sich voll kindlicher Liebe immer in Acht, ja nicht laut zu seyn, um dem Papa nicht zu schaden. Die Frau geht wie eine Wonnetrunkene im Hause herum, und schon zwey Mahl habe ich sie auf den Knieen in Dankgebethen überrascht. Alle Augen strahlen von Vergnügen, weil ein theures Leben geborgen ist! O Ludwig! welche Himmel voll Seligkeit liegen in dem häuslichen Kreise! Und diese Himmel sind mir auf ewig verschlossen!

Ich werde nun so lange hier bleiben, bis ich ganz von meines Bruders Wiederherstellung überzeugt bin. Was sollte ich auch in ***! Hier bin ich mitten im Kreise guter, anhänglicher Menschen, denen meine Gegenwart wohl thut und nützt. Ich sehe im Comptoir meines Bruders nach, ich berichtige, was seine Krankheit ihn zu vollenden abhielt, ich werde von Allen mit Augen voll Liebe und Dankbarkeit betrachtet; die guten Seelen schreiben meiner Ankunft und der angenehmen Regung, die sie in den fast stockenden Lebensgeistern meines Carls machte, seine Heilung größten Theils zu. Es ist Täuschung, ich weiß es, ich habe es ihnen auch gesagt, aber sie wollen es nicht glauben; und so sage ich denn nichts mehr dagegen. Es ist ja eine süße Täuschung, die mir und ihnen wohl thut. Ach! war nicht mein Glück bisher auch Täuschung? und gäbe ich nicht gern mein Leben darum, wenn sie nie aufgehört hätte? Doch mein Bruder bewegt sich, und mein Brief ist schon zu lang. Lebe wohl!

Fünf und zwanzigster Brief.

Leonore von Brandner an Thereſe Friedberg.

*** den 17. Jänner 1798 Nachts um 1 Uhr.

Es iſt Ein Uhr nach Mitternacht; um mich iſt alles ſtill und ruhig. Liſette und Juliane ſchlafen im Nebenzimmer. Ach, wer auch ſchlafen könnte! In meiner Bruſt iſt nur Aufruhr und Unruhe. O Thereſe! liebe Schweſter! wo nehme ich Kraft her, die Gedanken, die ſich ſtürmiſch und eilig von allen Seiten herdrängen, zurück und in Ordnung zu halten, damit ich dir ſchreiben kann, was vorgegangen iſt? Das Loos über mein künftiges Schickſal iſt geworfen. Ich ſtehe an der Schwelle einer mir noch unbekannten Zukunft, ich wage es nicht, den Blick vorwärts zu werfen; und hinter mir? O die Vergangenheit iſt ſo abgeſchnitten, ſo verloren — nichts, nichts von allem, was mich einſt glücklich machte — nur eine wüſte Leere. Und was iſt's, das meiner künftig wartet? Wer mir das ſagen könn-

te! — Ich muß aufhören zu ſchreiben, und mich zu ſammeln ſuchen.

Ich bin einige Mahle das Zimmer auf- und abgegangen, und glaube nun im Stande zu ſeyn, dir die Geſchichte der vorigen Tage zu erzählen. Wie ſpielt das Schickſal mit uns, Thereſe! was iſt der ſchwache Menſch im Drange der Umſtände und Begebenheiten, die ihn gewaltſam fortreiſſen! Was vermag er gegen ihre unvorzuſehende, unwiderſtehliche Macht? Doch ich ſoll nicht klagen, ich ſoll dir ja erzählen, ſo kalt, ſo beſonnen mein warmes Herz es im Stande iſt.

Du weißt aus meinem letzten Briefe, daß Blum abgereiſet war, und daß ich mit Sehnſucht einen Brief von ihm erwartete. Ach! ihm zuerſt zu ſchreiben, erlaubte mir der Gedanke an Babetten nicht. Es vergingen vier, ſechs bis ſieben Tage, und ich bekam keinen Brief. Meine Ängſtlichkeit, mein Kummer nahm zu; ich war unendlich verſtimmt, und meine Phantaſie mit tauſend marternden Bildern erfüllt. Julianens forſchendes Auge begleitete mich überall; meine veränderte Laune konnte ihr nicht entgehen. Sie drang in mich; ich konnte das nicht läugnen, was die Umſtände ihr ſchon verrathen hatten. Mit einer Schonung und Theilnahme,

die ich dem kalten Geschöpfe nie zugetrauet hätte, ging sie in alle meine Gefühle ein, und tröstete mich wahrhaft freundschaftlich. Auch Wallner zeigte mir so viel besorgte Zärtlichkeit, so viel Schonung meines Kummers, daß mein Herz, dem liebevolle Behandlung von jeher Bedürfniß war, sich gerührt und erleichtert fühlte. Zehen Tage nach Blums Abreise, als ich eben sehr bekümmert in meinem Zimmer saß, trat Juliane ein, und sagte mit einer sonderbaren Miene, die ich dir nicht beschreiben kann: „Ich denke, es wird Sie interessiren, Nachrichten von Blum zu hören. Ich kann Ihnen mit Zuverläßigkeit sagen, daß er sich wohl befindet, und daß sein Bruder bereits außer aller Gefahr ist. Vermuthlich wird er in einigen Tagen hier seyn." Sie war den Abend vorher bey Lessert gewesen; ich wußte das. Eine peinliche Ideenverbindung drang sich gewaltsam meiner Seele auf. Ich zitterte, und war kaum im Stande, mit erzwungener Fassung zu sagen: „Haben sie das gestern bey Lessert gehört?" Sie bejahte es. „Hat er an Babetten geschrieben?" „Ich vermuthe; denn von ihr habe ich die Nachricht mit einer Menge kleiner Umstände über des Bruders Krankheit." Ich schwieg. „Liebes Lorchen!" sagte sie, und trat zu mir, und legte ihre Hand auf meine Schulter: „Sie kennen die Welt und die

Männer nicht. Glauben Sie mir, auch der beſte iſt des Kummers nicht werth, den ein weibliches Herz um ſeinetwillen fühlt. Blum iſt gut, er iſt verſtändig, er iſt ſogar edel; aber er iſt ein Mann, und die verſtehen nie, das weibliche Herz mit Schonung zu behandeln. Sie haben ihn aufgebracht, weil Sie nicht unbedingt ſeiner Meinung waren; er verläßt Sie, und wendet ſich an eine Andere, die wenigſtens für jetzt ihm alle die Unterwürfigkeit und Reſignation zu haben ſcheint, die er als Inbegriff aller Tugenden von ſeiner Gattinn fordert. Das iſt's, was die Beſſern von uns wollen." Sie redete noch eine Weile fort; ſie hätte noch länger reden können, denn ich war nicht im Stande, ſie zu unterbrechen, ich hörte auch beynahe nichts von allem, was ſie ſprach, als die fürchterlichen Worte: Er verläßt Sie.

Als ich mich ſammeln konnte, war das Gefühl des beleidigten Stolzes die herrſchende Empfindung in meiner Seele. Ich ſtand auf. „Glauben Sie mir, Juliane, ich werde nicht immer ſo ſchwach ſeyn, als Sie mich bisher geſehen haben; aber laſſen Sie mir Zeit, mich zu faſſen." Ich ging in's Cabinett. Der Tag verging mir, wie in einem ſchweren Traume. Alſo an Babetten hatte er geſchrieben, und mir keine Sylbe! Ich war vergeſſen — verlaſſen!

Die glückliche Couſine nahm meinen Platz in ſeinem Herzen ein, und ich Thörinn war ſo bewegt geweſen durch ſeine Lage, ſo geneigt, mich ihm wieder hinzugeben, jede Empfindung meiner Seele vor ihm zu enthüllen, jedes Mißverſtändniß zu verbannen! Dieſe Gedanken quälten mich den ganzen Tag über. Abends kam Wallner. Er war ſo vortheilhaft gekleidet, daß ich, obgleich gewohnt ihn zu ſehen, doch beynahe durch ſeine gefällige Geſtalt überraſcht wurde, und ſein Betragen war leidenſchaftlicher, und doch ſchüchterner als jemahls. Wir ſangen einige Duetten. Mich dünkte, er ſang nie ſo gut, ſo ausdrucksvoll; ich war freundlich gegen ihn, und zwang mich, heiterer zu ſeyn, als ich die vergangenen Tage geweſen war; er ſchien ſo froh, ſo dankbar! Und dieß Herz, das mich ſo treu, ſo warm, ſo voll Zutrauen und Nachſicht gegen meine Schwächen liebte, ſollte ich ſo bitter kränken, und einem Manne aufopfern, der — o meine Schweſter! mein ſchwaches Herz blutete doch bey dem Gedanken, und Trotz aller Liebenswürdigkeit, die ſich an Wallnern wirklich fand, und die mein Verſtand ſich gefliſſentlich aufzuſuchen bemühte, riefen doch tauſend Stimmen in mir, daß Ferdinand mir viel theurer ſey als er!

Spät nach dem Theater beſuchte uns Frau von Valſin, um wegen des Piquenique, den Frau von Schöndorf in einigen Tagen auf dem **ſchen Saale geben wollte, mit uns zu ſprechen. Sie erbath ſich noch einige Billets, und ſchlug uns dann vor, eine Franzöſiſche Quadrille zu tanzen. Wallner ſollte mit mir vortanzen; ſie wollte mit Van der Werth, Liſette mit dem jungen Seefeld, der Valſin Bruder (den das gute Mädchen, wie mir ſcheint, heimlich liebt), und eine gewiſſe Frau von Heerborn, die viel zu uns und Valſin kommt, mit dem jungen Schöndorf tanzen. Dieſe Herborn iſt ein ſehr artiges Weib, deren Umgang mir nicht unangenehm wäre, und die mich auch ſehr oft zu ſich gebethen hat; aber ich habe bis jetzt noch immer vermieden, in ihr Haus zu kommen, und bin überhaupt nicht gern viel mit ihr, weil ſie die erklärte Geliebte eines reichen alten Cavaliers iſt, der ihr Haus auf einem fürſtlichen Fuß unterhält. Es war mir ſehr unangenehm, daß ſie mit uns tanzen ſollte; allein die Austheilung geſchah in ihrer Gegenwart, und ſo konnte ich nur ſchweigen. Nachdem wir über die Probe und alle übrigen Vorkehrungen geſprochen hatten, wurde vorgeſchlagen, daß doch die Paare etwas Auszeichnendes, was ſie wechſelſeitig kenntlich machte, haben ſollten. Nun geſchahen hundert bald

lächerliche, bald ſentimentale, bald recht artige Vorſchläge; aber die Valſin und Herborn verwarfen das Meiſte, und es wurde ſo viel geſcherzt und gelacht, daß ich in ziemlich gute Laune kam. Zuletzt hatte jemand, ich weiß nicht wer, den Einfall, daß jeder Tänzer ſeiner Tänzerinn eine goldene Halstuchnadel geben, und eine gleiche am Jabot tragen ſollte. Der Antrag wurde mit vielem Beyfall aufgenommen; es blieb bey den Nadeln.

Die drey Tage bis zu dem Piquenique, der vorgeſtern gegeben wurde, vergingen mir unter abwechſelnden Geſchäften, Sorgen und Gefühlen. Wir probirten die Quadrille, bereiteten unſere Anzüge, die ſehr artig waren, und hatten überhaupt viel zu thun. Dieſe Geſchäftigkeit zerſtreute meinen Geiſt einiger Maßen, und gab ſeiner Thätigkeit, die bisher nur immer auf zwey mir gleich peinliche Puncte, meine Verhältniſſe zu Blum und Wallnern geheftet war, eine angenehm ableitende Richtung. Ich kann ſagen, daß ich manchen recht heitern Augenblick, manche Zeit hatte, wo ich mich mit kindlichem Frohſinn auf den Piquenique freuen konnte. Es war ja der erſte große glänzende Ball, den ich bisher in meinem eingeſchränkten Leben geſehen hatte; und wie viel Genuß verſprach ich mir nicht davon! Freylich blieb dieſe Stimmung

nicht immer herrſchend; es kamen auch ſehr trübe Stunden, wo die Erinnerung an Blum, an ſeine Kälte, an ſeine Couſine, an den Brief, den er ihr, nicht mir geſchrieben hatte, mich tief kränkte. Aber auch für dieſen Schmerz fand mein Herz, das ſich ſo gern an ein liebendes Weſen anſchmiegt, dem jede Äußerung von Theilnahme ſo wohl thut, eine Art von wehmüthigem Troſt in Wallners ungeheuchelter, unverkennbarer Liebe. So kam der vierzehnte Jänner der Tag vor dem Piquenique. Es war Abend, und die Geſellſchaft ſchon ziemlich zahlreich. Ich machte an einem Seitentiſche den Thee, und Liſette ſchenkte Kaffeh ein. Ein kleines Geräuſch machte mich aufblicken. Ich ſah auf die offene Thür hin, und — denke dir meinen Schrecken, meine Überraſchung, und — o! ich ſchäme mich jetzt, es zu ſagen — meine unausſprechliche Freude! Ferdinand trat ein. Er grüßte mich mit einem ſo gemiſchten Ausdruck in Blick und Mienen, daß ich ihn dir nicht beſchreiben könnte. Meine Hände zitterten; ich war kaum fähig die Taſſen hinzuſtellen. Er ging zuerſt zur Frau von Schöndorf, und kam dann zu uns. Ich hatte noch nicht mit mir einig werden können, wie ich ihn empfangen ſollte; aber ich wollte kalt, trocken ſeyn. O Schweſter! was ſind die Vorſätze eines liebenden Herzens! Er verbeugte ſich ohne zu

reden, und ergriff meine Hand; er drückte sie an seine Lippen, seine Augen hingen mit einem unaussprechlichen Ausdruck an den meinigen. Ich war so beklemmt, so verwirrt; ich glaubte zu fühlen, daß seine Hand zitterte, daß er seinen Mund fester, länger als gewöhnlich auf meine Hand drückte, ich glaubte Liebe, Reue, Trauer in seinem Blicke zu sehen — o was glaubte ich Thörinn nicht alles! Meine Vorsätze waren verschwunden, vergessen alle Kränkungen, aller Groll. Ich drückte ihm die Hand mit inniger Empfindung. Er sah mir so herzlich in die Augen. Ach! wie könnte das Verstellung oder Leichtsinn seyn, rief mein überwallendes Gefühl, und nun war die Geschichte aller vergangenen Tage versunken und verloren. Ich dachte und fühlte nichts, als daß ich ihn wieder hatte, ihn, den ich über alles liebte! „Wir haben uns lange nicht gesehen, liebe Leonore!" hob er mit seiner rührenden Stimme an. „O wahrlich lange nicht! Wie geht es Ihrem Bruder? ist er besser? sind Sie wieder ruhig?" Und nun schwatzten wir so herzlich, so kindlich, so ohne Zurückhaltung, wie in jenen glücklichen — ach in den besten Tagen meines Lebens! Ich schenkte ihm Thee ein, und trank zugleich mit ihm. Wir erinnerten uns lächelnd an jene Zeit, wo uns meine Mutter den Kaffeh allein

an einem kleinen Seitentiſche gab, wie wir uns dann ſo froh, ſo glücklich dünkten, und, wenn keine Fremden da waren, immer vorzogen, aus einer Taſſe zu trinken, und ſo beyde nach einander zu leeren. O warum mußten dieſe himmliſchen Bilder mir, gerade jetzt zurück kommen? Wie war es ihm möglich, mit dem Bilde ſeiner Couſine im Herzen, mich jener Zeiten zu mahnen? O Ferdinand! womit hatte ich das um dich verdient?

Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen. Nachdem wir getrunken hatten, ſtanden wir noch eine Weile, Hand in Hand gelegt, am Tiſche; kein Wort des Vorwurfes, keine Anſpielung auf vergangene Auftritte ſtörte den reinen Genuß dieſer ſchönen Augenblicke, die, das weiß ich nur zu gewiß, die letzten glücklichen meines Lebens waren. Es war, als ſcheute ſich jedes, der vergangenen Kränkungen zu erwähnen, und die ſchöne Stunde zu entweihen. Ich erzählte ihm vom morgigen Balle, von meiner Freude, einmahl ein ſolches Feſt zu ſehen, wovon ſich meine Phantaſie die lachendſten Bilder ſchuf. Er hörte mich freundlich lächelnd an. Ich bath ihn, auch dabey zu ſeyn. „Sie wiſſen, daß ich ſolche Ergetzlichkeiten nicht ſehr liebe," erwiederte er, „aber wenn es ihnen Freude macht, liebes Lorchen, ſo bitten ſie Frau v. Schöndorf um ein

Billet für mich." Ich ging sogleich. Sie hatte keines mehr; aber mir zu Gefallen gab sie mir das von einem ihrer Neffen, und beschloß, diesen mit ihren Söhnen gehen zu lassen. Ich brachte Blum das Billet voll wahrer Freude, und plauderte noch eine Weile ganz arglos und vertraulich mit ihm. Plötzlich trat Wallner ein. Er eilte auf mich zu, und so, wie er Blum in einer vertrauten Stellung mit mir erblickte, wich er betroffen zurück. Eine finstre Wolke lagerte sich auf seine Stirn; er machte mir eine ehrerbiethige Verbeugung, wendete sich um, und verließ das Zimmer. Ich sah ihn in der Thür die Hand an die Stirn schlagen; mein Auge folgte ihm, und Blums Augen den meinigen. Er fixirte mich, ließ meine Hand los, die er bisher immer gehalten hatte, und sagte: „Es scheint Herrn v. Wallner nicht lieb zu seyn, mich hier, und so zu finden; vermuthlich hat er ein Recht, sich darüber zu beklagen." Der Ton, mit dem er dieß sprach, war so beissend, und er sah mir so durchbohrend in die Augen, daß ich über und über erröthete, und etwas herstammelte, was einem Läugnen gleichen sollte. „Genug, genug," unterbrach er mich, „geben Sie sich keine Mühe, mir einen Zusammenhang zu erklären, den ich nur zu wohl verstehe. Wir haben uns die letzte Zeit selten gesehen, und die Abwesenden haben immer Unrecht."

Dieſe bittern Worte weckten auf einmahl alle ſchlummernden Erinnerungen an ſeine Kälte, und das Unrecht, das er gegen mich hatte, auf. Babette ſtand vor mir, der Brief fiel mir ein, und Julianens Worte „er verläßt Sie" hallten im Innerſten meiner Seele wieder. Ich antwortete etwas ziemlich Spöttiſches, deſſen ich mich nicht mehr erinnere. Nun war die Aſche, die die Gluth täuſchend verhüllt hatte, plötzlich weggeblaſen, und das Feuer des Unmuths und der Eiferſucht loderte in unſern beyden Herzen hoch auf. Blum antwortete noch bitterer, und ſpielte auf die Scenen am Neujahrs-Abend an. Ich hätte meinem Stolz zu vergeben geglaubt, wenn ich ihm Vorwürfe hätte machen wollen. Mein Ton war alſo bloß kalt und ernſt; aber eben dieß ſchien ihn noch mehr zu reitzen. Jetzt kam Juliane mit Wallnern wieder in's Geſellſchaftszimmer. Sie ging auf uns zu, bewillkommte Blum ſehr artig, aber mit ihrem gewöhnlichen Stolze, und fing ein Geſpräch über ſeine Reiſe und P** g an. Sie fragte ihn, ob er ſeine Tante ſchon geſehen habe. Er verneinte es; er ſey erſt vor zwey Stunden gekommen. Sollte ich ihm glauben? — Mein Herz rief ſchüchtern „Ja;" aber mein Kopf wollte ſich dieſe Überzeugung nicht aufdringen laſſen. Indeſſen kam Liſette herbey gehüpft, um mich zu der Quadrille-Probe ab-

zuhohlen, die im anstoßenden Zimmer gehalten werden sollte. „Eben recht," sagte sie, indem sie sich zu Blum wandte, „mein Tänzer ist noch nicht da; wollen sie wohl so gütig seyn, statt seiner mit mir zu tanzen?" Blum wollte sich sehr artig entschuldigen, daß er gar keine Übung in den Französischen Schritten habe; aber Lisette nahm keine Einwendung an, sie versprach ihm alle Schritte zu erlassen, er sollte nur figuriren. Er mußte gehorchen und ihr folgen. Wir stellten uns an. Ich war wie im Feuer, Blum mir gegen über, ich an Wallners Hand, links die Valsin, rechts die Herborn, und mein Bewußtseyn von seiner strengen Denkungsart in Absicht solcher Frauen! O, meine Lage war höchst unangenehm! Ich sah die Blicke, die Blum auf seine Nachbarinn warf, ich sah die durchdringenden Blitze, die er auf mich und meinen Tänzer schoß; ich tanzte kopflos, und fehlte alle Augenblicke. Wallner sah mich ernst und traurig an, leise Seufzer entschlüpften seinen Lippen, aber keine Bewegung, kein Wort zeigte auch nur die geringste Vertraulichkeit an; er hätte mit der fremdesten Person nicht zurückhaltender umgehen können. Mein Herz dankte ihm innig für diese Delicatesse. Jetzt kam die Reihe an Blum, zu tanzen; ich erstaunte, als ich ihn mit außerordentlichem Anstand und kraftvoller Leichtigkeit

die Schritte beſſer als alle Übrigen tanzen ſah. O von welchen ſtreitenden Gefühlen ward mein Herz in dieſem Augenblicke zerriſſen! — Ich wußte nicht mehr, was und wie ich tanzte. Wallner zog mich wie eine Maſchine dahin und dorthin, und jeder Fehler, jedes gedankenloſe Hinſtarren meiner Blicke ſchien ſein Herz ſchmerzlich zu verwunden. Endlich war die Quadrille zu Ende, Wallner entfernte ſich mit einer ſtummen Verbeugung, ich wollte auch zur Geſellſchaft zurückkehren; aber Blum hielt mich ab. Mit finſterm Ernſte zog er mich an's Fenſter, und rief: „Und dieſe Quadrille werden Sie morgen öffentlich tanzen?" „Natürlich!" erwiederte ich mit aller ſcheinbaren Unbefangenheit, die mein verwirrtes Gemüth aufbringen konnte, „warum denn nicht?" „Weil Sie Ihren Ruf auf's Spiel ſetzen," erwiederte Blum heftig, „weil Sie ſich mit ausgehaltenen laſterhaften Weibern in eine Claſſe ſtellen." „Sie bedienen ſich ſehr ſonderbarer, ſehr harter Ausdrücke." „Es ſind die wahren, die paſſendſten. Was wird die Welt von Ihnen denken? Fräulein Brandner in einer ſo vertrauten Geſellſchaft mit einer Valſin und Herborn! von Wallnern will ich nicht reden, ich weiß nichts beſtimmt Schlechtes von ſeinem Charakter; wüßte ich etwas — bey Gott! ich würde mein Leben daran ſetzen, Sie ihm zu entreiſſen! Aber ſo wie

die Sachen jetzt stehen — Sie sind Frau über ihr Herz, Sie können damit schalten wie Sie wollen — (hier zitterte seine Stimme hörbar, und mein ganzes Wesen bebte mit) — von mir, von meinen Wünschen ist gar keine Rede; aber Eleonore! ich beschwöre Sie um Ihres guten Nahmens, um Ihrer Tugend willen, tanzen Sie morgen diese Quadrille nicht." „Mein Gott! Blum, rief ich äußerst erschüttert, „was verlangen Sie von mir? ich kann ja unmöglich mehr absagen." — „Nicht?" rief er finster, „können Sie nicht einen schicklichen Vorwand erdenken? Können Sie keine Krankheit, kein Fußweh — was weiß ich was, vorschützen?" „Das geht nicht an, sagte ich, man würde im Hause wohl merken, daß das nur eine Ausflucht ist; ich würde schrecklich ausgelacht werden." „Immerhin," rief er, „wenn kein anders Mittel ist, der Schande zu entkommen. Oder wollen Sie lieber Ihre Ehre verlieren, als die Thoren über sich lachen lassen?" „Welche Ausdrücke!" sagte ich, „Sie nehmen alles so erstaunlich ernsthaft, ich weiß gar nicht warum? Ich sehe nichts so Schreckliches an der Quadrille. Muß ich denn darum eine vertraute Freundinn dieser Personen seyn, weil ich auch ein Mahl mit ihnen tanze?" So dauerte der Streit noch eine Weile fort, als der junge Schöndorf kam, und mir sagte, Frau von Val-

ſinn wolle mir die Nadeln zeigen, die zur morgigen Quadrille gehören. „Was für Nadeln?“ fragte Blum. Schöndorf erklärte es ihm. „Sie werden alſo,“ ſagte Blum jetzt mit ausgelöſchter Stimme, „Sie werden die Nadel tragen, die Ihnen Wallner gibt? Sie werden ſeine beſtändige Gefährtinn ſeyn, und öffentlich dieß Verhältniß mit ihm bekennen? Leben Sie wohl!“ — und verſchwunden war er. Ich ſtand wie eingewurzelt. Heinrich zog mich fort. „Kommen Sie doch, die Valſin wartet auf Sie.“ Ich folgte ihm maſchinenmäßig; ich wußte nicht, was ich machte. Ich ſollte die Nadeln beſehen; ich that es, ich lobte ſie, und ich wußte nicht, was ich geſehen hatte. Juliane bemerkte meine Beſtürzung, ſie zog mich auf die Seite; aber ich wollte und konnte ihr in dem Aufruhr meines ganzen Weſens nichts geſtehen. Wallner ging bald fort; ich hatte den Muth nicht, mit ihm zu ſprechen. Was hätte ich ihm ſagen können? Es blieben ein paar Perſonen zum Souper, das Geſpräch wurde allgemein; ich nahm wenig Theil daran, und ſuchte meine verwirrten Gedanken zu ſammeln. Indeſſen kam ein Bedienter, und brachte meiner Koſtfrau einen Brief vom Herrn Blum. Sie öffnete, zog das Billet heraus, las einen Zettel, der dabey lag, ſchüttelte mißmuthig den Kopf, und ſagte: „Die Mühe hätte er ſich und

mir erſparen können, wenn er kein Billet verlangt hätte." Und nun wandte ſie ſich an mich: „Fräulein Brandner, Herr Blum kommt nicht zum Piquenique; er hat plötzlich wieder eine Reiſe zu machen. Hier iſt ſein Billet." Ich war wie vom Blitze getroffen, und nicht im Stande, etwas zu antworten. Zu meinem Glücke wurde in dem Augenblicke ein intereſſantes, allgemeines Geſpräch auf die Bahn gebracht, und ich blieb meinen Gedanken überlaſſen. Endlich ſtanden wir auf. Noch nie hatte mich ein Souper ſo lange gedünkt. Ich wollte geſchwind fortgehen, um auf mein Zimmer zu kommen; aber Frau von Schöndorf hielt mich zurück. Es war niemand mehr da, als Juliane und ich. Sie rief mich, und ſagte: „Sagen Sie mir nur, Fräulein Leonore, was das für eine Geſchichte mit dem Billet iſt? warum kommt Blum nicht zum Ball? denn daß die Reiſe nur ein Vorwand iſt, läßt ſich mit Händen greifen." Ich war unausſprechlich beſchämt und ärgerlich über dieſe unbeſcheidene Frage, und ſagte mit einem Tone, der wohl meine Stimmung verrathen mochte, daß ich nicht mehr wüßte, als ſie. „Das iſt nicht möglich," rief ſie, „das werden Sie mich nicht glauben machen. Sie haben ſich gezankt; es iſt etwas vorgefallen." „Nicht das Geringſte." „O!" rief Frau von Schöndorf, „das Räthſel läßt

ſich leicht löſen. Er iſt aufgebracht, daß ſie morgen mit Wallnern die Quadrille tanzen. Er hat ſich zwar vierzehn Tage nicht um Sie bekümmert; aber Sie hätten ſich doch nicht unterſtehen ſollen, ſich mit einem Andern zum Tanzen zu engagiren." Dieſe höhniſche, ſchonungsloſe Bemerkung brachte mich auf's äußerſte. Ich fühlte, daß mir das Blut in das Geſicht ſchoß; ich hätte beynahe vor Ärger geweint. „Wenn Sie's denn durchaus wiſſen müſſen," rief ich heftig; „es iſt nicht Wallners, es iſt der Geſellſchaft wegen." „Der Geſellſchaft wegen?" wiederhohlte Frau von Schöndorf, und ſchien ſehr beleidigt durch dieſen Ausdruck. „Er will nicht, daß ich mich mit Weibern, wie die Valſin und Herborn iſt, öffentlich in irgend einem vertraulichen Verhältniſſe zeige." Bey dieſen Worten brach die Frau in ein lautes höhniſches Gelächter aus, das den Ärger, ſich in dieſem Vorwurfe mitgetadelt zu fühlen, nur ſchlecht verbarg. „Wahrhaftig! Blum mag ein ganz guter Menſch ſeyn; aber die Welt kennt er nicht. Wie kann es einem vernünftigen Menſchen einfallen, ſolche Forderungen zu machen? wie ſoll man denn in der Welt leben, wenn man nur mit den Leuten umgehen will, deren Charakter und Aufführung ganz tadellos iſt? Bin ich zur Sittenrichterinn über die Leute berufen, die mein Haus beſuchen?

Es ist die Pflicht jeder Hausfrau, darauf zu sehen, daß keine Unanständigkeit in ihrem Hause vorfalle, und sie hat das Recht, die Leute, die sich dergleichen erlauben, davon auszuschließen; wie sich aber jedes in seinen vier Mauern beträgt, was es sich da erlaubet oder nicht erlaubet, das geht uns in der Gesellschaft nichts an, und wir haben kein Recht, uns darum zu bekümmern; wir müßten denn solche Klatschmuhmen seyn, wie Frau von Dorsing, die die Lasterchronik und den ganzen Hausstand von jeder ihrer Bekannten wissen und beschwatzen will. Mein Fräulein! wenn Sie Ihrem Liebhaber solche Pedanterien erlauben, und ihm in solchen lächerlichen Forderungen nachgeben, so werden Sie sich eine schreckliche Ruthe binden. Gute Nacht." Mit diesen Worten ging sie in ihr Cabinett, und ich und Juliane auf unser Zimmer. Als wir allein waren, sagte Juliane: „Ich muß Sie der Indiscretion meiner Mutter wegen um Verzeihung bitten; sie hatte schlechterdings kein Recht, Sie um ihr Verhältniß zu Blum, und die Ursache Ihres Zwistes zu befragen. „Ich dankte ihr, und versicherte sie, daß ich schon alles vergessen hätte. Indessen fing sie wieder an: „Wenn auch meine Mutter nicht ganz Recht hat, so hat doch Blum gewiß noch mehr Unrecht. „Nun finge

ſie an, mir zu beweiſen, daß man in der großen Welt und überhaupt im Umgange mit Menſchen nicht ſo ekel ſeyn könne und müſſe, daß ein gemiſchter Umgang durch ſeine Mannigfaltigkeit zu unſerer vielſeitigen Ausbildung beytrüge, und daß es ſelbſt in den Augen ſtrenger Richter ein weit ſichererer Beweis von der Feſtigkeit unſers Charakters und unſerer Tugend ſey, wenn wir da ſtehen, wo wir ſo Manche neben uns fallen ſehen, als wenn wir unter lauter guten erhabenen Beyſpielen nicht hinter ihnen zurück bleiben. In dieſer Rückſicht redete ſie mir mit eindringendem Ernſte zu, Blums Forderungen nicht zu weichen, und da, wo mein Bewußtſeyn mir keine Vorwürfe mache, mich um ſeinetwillen keiner Lächerlichkeit auszuſetzen.

Ich konnte ihr nicht ganz beypflichten, obwohl ich ihren Gründen nichts entgegen zu ſetzen wußte; endlich aber ſtand der Entſchluß feſt, mich in Blums Augen, der mich ohne Schonung einem ſolchen Auftritte Preis gegeben hatte, nicht durch eine ſchwache kindiſche Nachgiebigkeit ſelbſt verächtlich zu machen, und in dieſem, wie in allen Fällen, wo weder mein Gewiſſen noch die Stimme der Welt mich verdammen, meinen geraden Gang zu gehen, und meiner Überzeugung zu folgen. Dieſe Betrachtungen brachten einige Ruhe in mein aufgeregtes Gemüth; ich legte

mich nieder, und ſchlief beſſer, als ich es erwartet hatte.

Doch es iſt vier Uhr Morgens. Ich habe drey Stunden theils geweint, theils geſchrieben, meine Augen ſind entzündet, ich bin ganz erſchöpft, und ſchaudere vor Kälte; denn das längſt erloſchene Feuer in meinem Kamin hat einer durchdringenden Kälte Platz gemacht, die mich bis in's Innere durchſchüttert. Schlaf wohl, liebe Schweſter! Ach, indeſſen ich hier weine und wache, ſchlummerſt du ruhig an der Seite deines geliebten Carls, vielleicht neben einem deiner Kinder. Schlaf ſüß, und Gott ſegne deine unſchuldsvolle Ruhe! Ich will verſuchen, ob ich ſchlummern kann.

Den 17ten Vormittags.

Ich habe ein paar Stunden geruht, und will nun die Geſchichte dieſer unſeligen Tage enden. Vorgeſtern am Tage des Balls erwachte ich ziemlich ſpät, weil ich nur ſpät eingeſchlafen war, und die Zeit bis zum Abend verging mit Putzen und Zurüſtungen zum Piquenique ſo geſchäftig und ſo ſchnell, daß ich dadurch zerſtreut und gehindert wurde, den unangenehmen Gedanken nachzuhängen, die bey jedem Augenblicke von Muße ſich gewaltſam in meiner Seele drängten.

Wir fuhren endlich auf den Saal, und Frau v. Schöndorf empfing die Gesellschaft, die sich zu versammeln anfing. Der bunte Wechsel zahlloser, glänzender Gestalten, die Pracht und Mannigfaltigkeit der Anzüge, das Geräusch, die Musik, der Schimmer von mehr als hundert Lichtern, die Eleganz des Tanzsaales und der Nebenzimmer, die geschmackvolle Einrichtung, alles das umfing meine Sinne mit einer Art von Zauber, der mich zugleich berauschte, und ergetzte. Es war der erste große Ball, den ich je gesehen hatte. Ich war überrascht, zerstreut und vergnügt; jedes trübe Bild, jede peinliche Spannung schwand aus meinem angenehm bewegten Gemüthe; ich genoß, ohne Rückblick auf die Vergangenheit und ohne Furcht vor der Zukunft, ganz wie ein Kind, nur den gegenwärtigen Augenblick, ich tanzte recht von Herzen, und schwatzte und lachte mit fröhlichem Sinne. Wallner kam. Sein Anblick weckte zuerst die Erinnerung an meine Lage, und verstimmte den reinen Einklang aller meiner Empfindungen, in dem mir erst so wohl gewesen war. Noch mehr aber that mir der Ausdruck von Kummer weh, der so sichtlich auf seinem Gesichte und in seinem ganzen Wesen lag. Ach, ich war so froh gewesen, und er, der mich so wahr, so treu liebte, litt so viel um mich und durch mich! Der Gedanke

machte mich unaussprechlich weich, und mein der Freude und jedem bessern Gefühle geöffnetes Herz war sehr geneigt, ihn durch ein recht freundliches Betragen aufzuheitern, und die Fröhlichkeit, die in mir war, auch auf jedes andere Wesen, das mir lieb war, zu verbreiten. Aber er vermied mich auffallend, er sprach gar nicht mit mir, und wenig mit andern, er tanzte keinen Schritt, bis endlich kurz vor dem Souper die unselige Quadrille begann. Mein Herz schlug, als die Musik die ersten Töne angab. Ach! Blum stand vor meinem Geiste; ich sah seine zürnenden Blicke, ich hörte seine Vorwürfe, und ein weissagender Schauer überlief mich! Aber ich rief meinen Entschluß vom vorigen Abende zurück, und faßte mich wieder. Wallner kam, um mich abzuhohlen. Ich begegnete ihm sehr freundlich; er reichte mir die bewußte Nadel. Es war eine zierliche Sonnenblume von Filagrane mit leichter Schmelzarbeit. Ich fühlte und dankte ihm heimlich die Feinheit seiner Wahl, die auf kein Vergißmeinnicht oder etwas ähnliches Anspruchvolles gefallen, sondern die bedeutungslose Sonnenblume gewählt hätte. Ich steckte die Nadel an die Brust; er seufzte. Ich sah ihn freundlich an; er ergriff meine Hand und küßte sie mit Feuer. Nun führte er mich zum Tanze. Noch nie habe ich ihn so schön und mit so viel Anstand

tanzen gesehen; aber dennoch schob mein Herz mir alle Augenblicke ein anderes Bild zur Vergleichung vor, und da — ach da verlor Wallner. Doch das ist ja vorbey, und ich soll alle Erinnerungen verbannen.

Wir erhielten sehr viel Beyfall. Nach der Quadrille gab jeder Tänzer seiner Dame den Arm. Wallner allein ging neben mir, ohne mir den seinen zu biethen. Ich fühlte mit Schmerz, daß ich ihn den Tag zuvor sehr gekränkt, und überhaupt seine Ruhe vergiftet hatte; ich glaubte ihm durch ein sehr achtungsvolles offenes Betragen Ersatz für seinen Kummer schuldig zu seyn, und nahm daher selbst seinen Arm. Eine lebhafte Bewegung durchbebte sein Inneres; er drückte meinen Arm an sein Herz, und küßte mir so dankbar, so freudig die Hand, als hätte ich ihm mit meinem Arm eine Welt geschenkt. Er wurde nun auch offner, gesprächiger; beym Souper stand er hinter meinem Stuhle, und ich sorgte für ihn, wie ich die andern Mädchen und Weiber thun sah. Nach dem Souper war ich zu müde zum Tanzen, und ging mit Wallnern auf und ab. Wir plauderten, und waren beyde vergnügt und munter. Jetzt gesellte sich auch Juliane und ihr Führer, Graf Keim, zu uns, ein Mann bey funfzig Jahren, der sehr viel Lebensart, Geschmack und feinen Ton hat. Er ist Präsident und

geheimer Rath, einer von Julianens vielen Verehrern, und, wie mir seit einiger Zeit scheinet, nicht der unglücklichste. Nun ward unsere Unterhaltung noch lebhafter und anziehender. Juliane war heut in ungewöhnlich guter Laune, und ihr Witz schoß wie Blitze treffend und schnell auf jeden Gegenstand. Auch der Graf blieb nicht hinter ihr zurück. Doch zuletzt dünkte mich diese Art von Unterhaltung zu sehr ins Beissende überzugehen. Dieß verwundete mein Gefühl, und machte mich stumm. Auch Wallner sprach wenig mit, was mir sehr gefiel; nur Juliane und der Graf setzten ihr Gespräch, einen Wettstreit von Witz und Boßheit, eifrig fort. Während wir so saßen, nahte sich uns der jüngere Bruder des Grafen Van der Werth, der mit einer Gesellschaft auf der Redoute gewesen war, und erst jetzt zum Piquenique kam. Man fragte sich gegenseitig allerley, ob viel Menschen und Bekannte auf der Redoute waren, u. s. w. Van der Werth nannte mehrere, unter andern die Frau von Lessert und ihre Tochter, die er mit Blum begegnet hatte. Wie mir in diesem Augenblicke zu Muthe war, kann ich dir nicht sagen. Meine Sinne schwanden, die Kronleuchter tanzten vor meinen Augen, die Gesellschaft schien sich im Wirbel um mich zu drehen, und endlich das Ganze in eine formlose Masse zu zerfließen. Ich fürchtete eine

Ohnmacht, und hielt mich nur mit Mühe aufrecht. Juliane ſah mich ſcharf an. „Das war alſo die Reiſe?“ flüſterte ſie mir in's Ohr, und ich dachte zu Boden zu ſinken. Wallners Auge betrachtete mich ängſtlich. „Ihnen iſt nicht wohl,“ ſagte er leiſe, aber heftig, und faßte mit inniger Theilnahme meine Hand; ich drückte die ſeinige. O wie unendlich wohl that mir dieſer freundliche Antheil in dem Augenblicke, wo ein Weſen, das ich über alles geliebt hatte, mich kaltſinnig einer Andern aufopferte! „Es wird vorüber gehen,“ ſagte ich, „mir iſt nur ein wenig ſchwindlich.“ Er ſchlug mir vor, den Saal zu verlaſſen, wo es ſehr heiß war; ich wollte nicht, um kein Aufſehen zu erregen, und raffte alle meine Kräfte zuſammen, um mich zu faſſen. Es gelang mir auch endlich, und ich war geſammelt genug, um mich wieder in's Geſpräch zu miſchen; aber meine Heiterkeit, der Frohſinn, mit dem ich den Anfang des Balles genoſſen hatte, war dahin. Ich erwartete mit Sehnſucht die Stunde der Rückkehr, um zu Hauſe ungeſtört den quälenden Gedanken nachzuhängen, die hier, zurückgedrängt und verläugnet, mit ſtechendem Schmerzen in meiner Bruſt wütheten. Wallner gewann in dieſer Nacht unendlich in meiner Achtung; und das war die einzige beruhigende Empfindung, die ich hatte. Er behandelte mich mit der Zärtlichkeit eines Bru-

ders, und mit der Sorgfalt eines theilnehmenden Arztes. Endlich ward es fünf Uhr Morgens, und Herr von Schöndorf wollte mit Liſetten nach Hauſe fahren. Ich bath, daß er mich mitnehmen möchte; denn ſeine Frau und Juliane blieben bis ganz zu Ende, und das war erſt um ſieben Uhr. So kam ich nach Hauſe, und lag nach dem erſchöpfenden Balle noch lange ſchlaflos, und von tauſend traurigen Gefühlen und Ahndungen gefoltert, bis endlich ein wohlthätiger Schlummer meine verweinten Augen ſchloß. Ich erwachte ſpät, ermattet, und mit heftigem Kopfſchmerzen. Ach, mir waren noch ärgere Schmerzen beſtimmt! Kaum hatte ich mich angezogen, als mein Mädchen hereintrat, und mir den Brief brachte, den ich dir hier beyſchließe.

O meine Schweſter, welch ein Brief! Hat Ferdinand ſo ſchreiben können! er, der Geſpiele meiner Kindheit, der Vertraute, der einzige Geliebte meiner Jugend! er, der einſt nur für mich zu leben ſchien! Zerriſſen ſind die heiligen Bande, zerſtört jede Hoffnung auf künftiges Glück! Ich bin allein, ganz allein auf der Welt!

O Thereſe! meine Thränen, die ſeit geſtern Morgens faſt nicht aufgehöret haben zu fließen, die ich nur, ſo lange ich ſchrieb, mit Mühe zurückhielt, ſtrömen jetzt, daß ich beynahe das Papier nicht ſehe. Und ich ſoll glauben, daß die

Veränderung meiner Lebensart, meines Geſchmacks allein ihn zu dieſem Schritte vermocht hat? Nein, nimmermehr! Wenn auch unſelige Mißverſtändniſſe, und ein triegeriſcher Schein unſere Herzen auf Augenblicke entzweyen konnten: war ihm mein Beſitz, meine Ruhe, ach Thereſe! mein ganzes irdiſches Glück nicht der der Mühe werth, zu unterſuchen, ob ich ſo gewaltig Unrecht hätte, mich liebvoll zurecht zu weiſen, Geduld mit meinen Schwächen zu haben? Aber wie — Geduld? Habe ich ihm nicht ſelbſt meine Hand angebothen? habe ich nicht in ihn gedrungen, unſer Bündniß ſchnell zu vollziehen? hat er es nicht abgeſchlagen? und ich ſoll glauben, daß ich allein Schuld hätte? O nein! nein! Er liebt Babetten, das iſt klar, das iſt unwiderleglich, und er ergreift haſtig dieſe Gelegenheit, dieſen Schein, um ſich von mir zu trennen, und Anſprüche zu vernichten, die ſein neues Glück hindern könnten. Er verläßt mich. O meine Schweſter! Fühle mit mir den gränzenloſen Jammer, der in dieſen Worten für deine arme Leonore liegt! Ich kann nicht mehr ſchreiben. Lebe wohl!

Sechs und zwanzigster Brief.

Ferdinand Blum an Leonore v. Brandner.

(Im vorigen eingeschlossen.)

*** den 16. Jänner 1798.

Gnädiges Fräulein!

Es ist schon sehr lange her, daß unsere Herzen angefangen haben, sich mißzuverstehen. Ohne in die Ursachen und Verhältnisse tiefer einzudringen, welche diese Veränderung hervorgebracht haben, beschwöre ich Sie bloß, zu glauben, daß es das einzige höchste Ziel aller meiner Bestrebungen war, diese Mißverständnisse zu enden. Wie ohnmächtig der menschliche Wille im Kampfe gegen das Schicksal sey, hat die Geschichte der letzten Monathe mich gelehret. Jene Umstände und Beziehungen wurden so mächtig, so unwiderstehlich, daß wir beyde uns jetzt auf einem Puncte befinden, von dem wir (diese Überzeugung habe ich zu theuer erkauft, um sie nicht für unbestreitbar zu halten) weder vor- noch rück-

wärts gehen können. Laſſen Sie uns alſo, mein Fräulein, Bande vollends löſen, welche durch tauſend Ereigniſſe und Mißverſtändniſſe längſt ſo loſe geworden ſind, daß ſie nur mehr der Form, nicht dem Weſen nach bindend ſeyn können, und einen Schein ablegen, der für Sie und mich bloß drückend und unbequem ſeyn kann.

Gnädiges Fräulein! Es iſt nöthig, es iſt unausweichlich, daß wir uns trennen. Jedes von uns wird künftig ſeinen Weg allein gehen; aber es wird immer ein tröſtendes und theures Bewußtſeyn bleiben, wenn ich hoffen kann, daß Ihre Achtung, die ich nicht verwirket zu haben glaube, auch in der Entfernung dem Freunde ihrer Kindheit folgt. Ich bin mit der vollkommenſten Hochſchätzung u. ſ. f.

Stanford University Libraries
3 6105 015 287 993

MAY 21 19
AUG - 0 1983
JUL 20 1983
JUL 25 1986
AUG 25 1986
AUG 14 1987